Mor.
1262 m

Seume

Ein Nachlaß

moralisch-religiösen Inhalts

von

J. G. Seume.

Leipzig
bey Georg Joachim Göschen. 1811.

G. n. 125 g.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Kurzes

Pflichten- und Sittenbuch

für Landleute

von

J. G. Seume.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Leipzig
bey Georg Joachim Göschen. 1811.

Des Lasters Weg ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Gellert.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Seume ist nicht mehr unter uns! Da, wo der Leidende Genesung suchte an Töplitz's Heilquell, fand er den Tod. Er ist auf immer genesen. Was er als Schriftsteller und Dichter seinem Vaterlande war, das ist allbekannt; was er als anspruchloser, edler Mensch, als biederer, treuer Freund seinen Freunden war, das wissen diejenigen, deren Zirkel er durch seine einfache, aber herzliche und gewichtvolle Rede verschönte. Er wird von nun an nicht mehr in sie eintreten und sie erheitern, und die ihn gern

kommen und ungern gehen sahen, werden ihn lange schmerzlich vermissen. —

Wenn uns ein Freund stirbt, hochherzig und treu wie Er, dann sammeln wir alles, was uns von ihm übrig ist — jede Kleinigkeit, die uns an ihn erinnert, wird uns ein Heiligthum. Gemüthlich bauen wir so im geweihten Bezirk stiller Häuslichkeit, wo der Entschlummerte so gern weilte, seinem Andenken einen Altar, und beschwören den in bessere Zonen entflohenen Geist, wohlthätig täuschend, noch unter uns zu verweilen. Auch ich suchte nach alle dem, was mir von dem Freunde und Manne

„ohne Ansprüche, ohne Furcht und
„Hoffnung,“

wie er sich lakonisch genug selbst treffend karakterisirte, *) übrig war — ich holte auch diese Blätter hervor, an die sich die Erinnerung seiner Persönlichkeit so fest anknüpft, und die er mir kurz vor seiner gefahrvollen Reise nach Sicilien zum Andenken verehrte. Ueber ihre Entstehung nur wenig Worte!

Er hatte sie einst, vor ungefähr zwölf Jahren, in Auftrag seines vieljährigen Freundes Göschen geschrieben, dem es damals an einem Buche für den Landmann zu fehlen schien, das die Fehler und Tugenden dieser Volksklasse in einem ihr durchaus verständlichen Tone

*) S. Vorerinnerung zu seinem Spaziergange nach Syrakus. Seite XIV.

schilderte, und mit der Kraft schmuckloser Wahrheit warnend und ermunternd zu seinem Herzen spräche — ein Sittenbuch, das für Landleute das wäre, was ein bekanntes Handbuch der Moral für Bürger seyn sollte. Seume, dem bey einem finstern Aeußern ein Herz voll Menschenliebe im Busen schlug, der den Landmann liebte, sich gern an ihn auf seinen kleinen Reisen anschloß, wenn er mit ihm desselben Weges ging — verstand sich zur Abfassung eines solchen Buchs.

War es nun, daß diese Aufgabe leichter schien, als sie ist, oder konnte sich sein Geist zu der in Anlage und Ausführung ganz einfachen Darstellung

solcher Wahrheiten nicht herablassen, wie sie der Landmann bedarf; oder verführte ihn seine warme Phantasie, daß er dieser Darstellung hier und da ein zu dichterisches und farbenreiches Kolorit gab: kurz, Herrn Göschen schien der Standpunkt etwas zu hoch genommen, und er wünschte einigen Stellen etwas mehr Faßlichkeit; andere Arbeiten der Art erschienen unterdeß im Publikum, und Seumens Entwurf blieb, weil Er zum Abändern und Umarbeiten weder Lust noch Zeit hatte, ungedruckt liegen, und kam hierauf, wie schon erinnert worden ist, als ein Denkmal der Freundschaft in meine Hände.

Was einer Absicht nicht entspricht, (wiewohl auch diese bey einigermaßen

gebildeten Landleuten, die einem populären Kanzelvortrage zu folgen im Stande sind, nicht durchaus verfehlt werden kann) das kann zur Erreichung einer andern hinführen.

Diese Blätter sind doch ein schönes Zeugniß für unsers verewigten Freundes religiöse Weltansicht und jenen frommen Sinn, den er wohl in seinen Handlungen, aber nicht in seinen übrigen Schriften andern Inhalts auszusprechen Gelegenheit hatte.

Sollte es nicht den Vielen, die von der Newa bis zur Arethuse ihn kennen und lieben, erfreulich seyn, ihn auch einmal über diese Gegenstände sprechen

zu hören? ihn, dem sie so gern als Lebensphilosophen, als Geschichtskenner und Vertrauten der Römischen und Griechischen Klassiker zuhörten.

Wenn etwas seinen Glauben an eine unsichtbare Welt beurkundet, und ihn bey Menschen rechtfertigt, denen er mit Unrecht verdächtig war, so sind es diese Bekenntnisse und Gefühle eines Herzens, das in Wahrheit, Freundschaft und Liebe, wie in Gott lebte und webte.

Und wenn sie das auch nicht wären, so sind es doch Worte Seumens, dessen Mund für seine Freunde verstummt ist, und als solche werden sie seinen Freunden immer theuer bleiben.

Als Nachlaß von ihm, von dem wir alle gern mehr haben möchten, leg' ich sie in die Hände seiner nahen und fernen Freunde.

Pomßen, am 8. Dec. 1810.

M. Joh. Sam. Vertraugott Schieck,
Prediger in Pomßen und Großsteinberg
bey Grimma.

Lieben Freunde vom Lande!

Ich glaubte, daß ein kleines Buch dieser Art euch wohl sehr nützlich seyn könnte, und ich setzte mich hin und schrieb es.

Es haben vielleicht nur wenige von den Männern, welche Bücher schreiben, mehr Gelegenheit gehabt, euch und euere Lage besser kennen zu lernen, als ich:

und es ist gewiß keiner, der mehr euer herzlicher Freund ist und euch inniger wohl will. Jeder gute Mensch wünscht das Glück aller seiner Mitbrüder, und trägt dazu bey so viel er kann; jeder nach seiner Weise. Ich kann sonst nichts Wesentliches für euch thun, als mit euch über den Menschen und seine Pflichten, die einzigen Stützen seiner Glückseligkeit, mit warmer Theilnahme zu sprechen.

Man hat darüber schon viele Bücher geschrieben, die meistens alle gut und wahr sind: aber sie sind theils zu groß, theils zu gelehrt, und also für euch nicht

immer so deutlich und faßlich, als sie seyn könnten und sollten. Ich habe mich bemüht mit wahrer Ueberzeugung in euere Seelen zu sprechen. Ob es mir gelungen ist, darüber könnt und müßt ihr nur selbst urtheilen, wenn ihr aus meinem Vortrage den Nutzen schöpft, der meine Absicht war.

Es wird gewiß meine größte Belohnung seyn, wenn ich erfahre, daß recht viele von euch dadurch mehr Belehrung zum Leben, mehr Abscheu vor dem Bösen, mehr Befestigung im Guten, mehr Ermunterung, Trost und Beruhigung im

Leiden, mehr wahren Frohsinn im Glück bekommen haben, und daß mancher dadurch hier und da besser und glücklicher geworden ist.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Von Gott.

Wir schauen hin auf die Flur, wo eben der Sämann die Körner in die Furchen geworfen hat; die Erde scheint todt, der Same scheint gestorben zu seyn. Aber das Körnchen keimt und lebt auf, das schöne liebliche Blatt dringt hervor; das Blatt wächst und wird zum Stock; der Stock breitet sich aus und treibt Stengel; jeder Stengel schoßt empor zur Aehre. Die ganze weite Flur der Saat bewegt sich in Wogen und duftet Wohlgerüche. Das Körnchen, das gestorben schien, giebt sich selbst hundertfach ins Leben zurück.

Es müssen sehr unglückliche Menschen seyn, die keinen Gott glauben. Wir möchten über sie weinen.

Dort fällt eine Eichel herab; der Wind

bedeckt sie mit Erde. Der nächste Frühling bringt ihre Blättchen hervor; die Blättchen werden zur Pflanze, die Pflanze zum Bäumchen, das Bäumchen zum Stamm, der Stamm zum hohen majestätischen Baum, der sich Jahrhunderte empor thürmt, und mit seiner Wurzel rundum die Tiefe faßt. Ein Volk von Vögeln lebt und nistet in seinen Aesten Jahrhunderte, und singt dem Schöpfer Lob; und unten an seinem tausendjährigen Stamme, den kaum der Blitz zerschmettern kann, sitzen Menschen und freveln, und wollen vernünfteln, ob und was Gott sey.

Sie müssen sehr unglücklich seyn. Wir möchten über sie weinen.

Sie laben sich an der Blumen Geruch, und zweifeln an dem Schöpfer der Blumen. Sie sehen in den Blitz und staunen in die Donnerwolke, und verkennen den, der den Donner sendet und den Blitz leitet. Sie hören die Stürme brausen, und wollen den nicht sehen, der sie im Zügel hält, daß sie nicht den Felsen herab stürzen, an dessen Fuß die Sünder sitzen.

Sie müssen sehr unglücklich seyn.

Gott, unser Schöpfer, wir wollen niederfallen und anbeten vor dem Gedanken deiner Herrlichkeit und Größe. Wir können dich nicht begreifen, denn wir sind Staub und Asche, und du hast die Morgensterne gemacht. Aus deiner Hand sind die Sonnen wie Funken geronnen. Die Blinden am Geist sehen dich nicht; die Tauben am Herzen hören dich nicht. Du wogst die Welten, und maßest ihnen ihre Laufbahn, die sie wandeln sollten. Das Meer ist vor dir wie ein Tropfen; du hast die Berge aus der Erde gehaucht, und von deinem Hauche sinken sie zurück. Gott, unser Erhalter, wir wollen hingehen zu deinen Altären und danken. Der Boden ist bestreut mit deinen Gütern; du krönest jedes Jahr mit neuem Wuchs. Wir werden gesättiget aus deiner Hand und sind froh. Deine Fußstapfen triefen von Fett. Du öffnest den Schooß der Erde, daß sie uns giebt einen Vorrath nach dem andern. Millionen nähren sich täglich von deinen

Gaben und sammeln Reichthum. Gott, unser Vater, wir wollen uns werfen in deine Arme mit kindlicher Liebe. Jeder Tag ist ein neuer Beweis deiner Güte und Vaterhuld. Könnte auch eine Mutter ihres Säuglings vergessen, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn, den sie geboren hat, so willst du doch unser nicht vergessen, Vater. Die Sonne gehet auf und unter, um uns Segen zu bereiten, die Jahrszeiten wechseln mit deinen Geschenken, um uns zu erhalten und zu erfreuen. Dein Regen tränkt die Furchen, damit unser Fleiß gedeihe. Wohin wir sehen, ist alles voll von deiner Liebe und Sorgfalt für uns, deine Kinder.

Wie kann der Mensch, der ein Wurm ist, sich erkühnen, dein Wesen ergründen zu wollen! Wie kann er so blind, so gefühllos seyn, deine wohlthätige Allgegenwart nicht zu sehen, nicht zu empfinden! Seine stolze Kunst kann keinen Halm hervorbringen, wie er zu seinen Füßen liegt; und er wagt es über Gott zu richten.

Wie will der Endliche den Unendlichen messen? Die Weisen werden Thoren, wenn sie in die Tiefen der Unendlichkeit dringen wollen. Ehrfurcht und Anbetung vor dem Ewigen, dessen Daseyn in jedem Blatte redet, dessen Wohlthätigkeit aus jeder Pflanze spricht, dessen Herrlichkeit der kleinste Wurm im Staube verkündiget. Sterne gehen wie Lichtstaub aus seiner Hand, und werden Welten: ewiges Licht ist sein Gewand, das kein sterbliches Auge durchschauen kann. Wir sollten es wagen, Gott kennen zu wollen, wie Gott ist! Wir können nicht unverwandt in unsere Sonne sehen, die ein Pünktchen ist in seinen Schöpfungen, deren Feuer vielleicht Eis ist gegen das Feuer der Sonnen um seinen Thron; deren Glanz Dämmerung ist gegen den Glanz des ewigen Lichts, in welchem er wohnet.

Ein Blick um uns her und sodann in unser Herz ist der tiefste Beweis von Gott. Wer diesen nicht fühlt, für den spricht die Weisheit umsonst. Die Thoren sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott; aber

sie werden dafür gestraft durch ihr eigenes Herz, welches traurig und trostlos in der Welt umher irrt, und sich an nichts mit Vertrauen wenden kann. Wer auf Gott nicht hoffen kann, wie will der auf irgend etwas in dieser Welt hoffen, wie will er von sich selbst etwas hoffen können?

Gott, gieb daß wir uns nie verirren;
Laß in Betrug und falschen Wahn
Nie unsre Herzen sich verwirren,
Und zeig uns stets die rechte Bahn.
Bey dir nur, Vater, finden wir
Beruhigung und Heil, bey dir.

Wenn Frevler von den frechen Rotten
In ihres Stolzes Unverstand
Der Ehre deines Namens spotten,
Weil dich noch nie ihr Herz empfand,
So sey uns deines Namens Licht
Erleuchtung, Trost und Zuversicht.

Du hast uns aus dem Nichts gerufen,
Mit jeder Wohlthat uns erfreut,

Und führst von Stufen uns zu Stufen
In eine höh're Seligkeit.
Bey dir ist, wenn Vernichtung droht,
Ein neues Leben in dem Tod.

Von der Religion.

Die Religion ist die beste Führerin durch das Leben, die beste Leiterin in frohen Tagen, die beste Trösterin im Unglück. Unter der Religion verstehen wir diejenige Beschaffenheit des Verstandes und des Herzens, wo wir nach den wahren Gründen beständig geneigt sind, alle unsre Pflichten mit Vergnügen zu erfüllen. Diese wahren Gründe liegen in dem Glauben und dem beständigen Andenken an Gott, unsern Schöpfer und Vater, an seine unendliche Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit, seine unumschränkte Güte, seine ewige Ordnung durch die ganze Natur, seine väterlichen Absichten zu unserer Glückseligkeit. Der Grund aller Religion ist also allein feste unerschütterliche Ueberzeu-

gung von dem Daseyn Gottes, von seiner Vorsehung, von dem hohen alles überwiegenden Werth der Tugend, von der Unsterblichkeit unsers Wesens und der Vergeltung nach dem Tode für unser Leben hier auf der Erde. Der Böse kann nichts Gutes erwarten, und den Guten wird das Böse nicht immer quälen. Alles hat seine gemessene Folge. Gott belohnt den Frommen und Rechtschaffenen; aber der Böse bestraft sich selbst, weil er das Glück der Tugend von sich wirft. Wenn es hier dem Verächter alles Guten zuweilen durch das ganze Leben sehr wohl geht, und der Verehrer und Befolger der wahren Tugend beständig unglücklich zu seyn scheint, so ist dieses ein starker Beweis mehr, daß dort nach diesem Leben erst eine ganz richtige Austheilung seyn wird. Es ist nothwendig, daß der Boshafte, der Unterdrücker, der Grausame, der Ungerechte, der Verführer und Spötter der Unschuld und Tugend einst den Lohn seiner Thaten habe; denn Gott ist heilig und gerecht: es ist nothwendig, daß der Fromme, der Dulder,

der Sanftmüthige, der Verkannte, der Unterdrückte, den hier die Bosheit peinigte, der Edle, der Christ im wahren Sinne, einst den sichern Genuß seiner Tugenden habe; denn Gott ist heilig und gerecht. Himmel nennen wir den seligen Zustand unserer Vollendung, wo wir mit höhern Kenntnissen geschmückt, mit größeren Kräften ausgerüstet, zu festerer Tugend bewährt, in Verbindung mit uns ähnlichen Frommen, von Gott mehr schauen, ihn mehr preisen und glücklicher seyn werden, als wir uns hier denken können. Es hat es kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und es ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Hölle nennen wir den Zustand der Qual, wo die Bösen in böser Gesellschaft zu ihrer desto größerer Marter die Folgen ihrer Thorheit und Verkehrtheit empfinden werden. Ihre Erkenntniß wird nur das Schreckliche ihrer Verdammniß vermehren, und ihre steigenden Kräfte werden nur zur Last ihrer unaussprechlichen Leiden beytragen, die sie sich hier

durch Verachtung aller Warnungen der Vernunft und der göttlichen Lehre zugezogen haben. Wenn hier schon mancher Bösewicht nach dem Verbrechen mit Angst und Verzweiflung fürchterlich ringt, welche Qual muß dort einen Verdammten fassen, der ein ganzes Leben ruchlos verschwendet hat, und keine Hoffnung einer Rettung siehet!

Gott hat uns nur zu Menschen geschaffen. Wir sind oft noch schwach von Natur und manchen Gebrechen unterworfen. Auch der Beste, der Aufmerksamste, der Frömmste ist nicht frey von Irrthümern; wir fehlen alle mannigfaltig. Gott wird uns unsere Fehler verzeihen; denn er ist gütig, er ist unser Vater: aber er wird unsere Verbrechen strafen; denn er ist heilig, er ist unser Richter. Seyd heilig, wie euer Vater im Himmel heilig ist, sagte Christus, der göttliche Lehrer der Religion. Aber nur Gott ist vollkommen heilig; wir können nur aus unendlicher Ferne uns eifrig bemühen, als sein Ebenbild ihm ähnlich zu werden. Gleich

wird ihm kein Mensch und kein Engel; denn er allein ist unendlich.

Wir wollen nicht diejenigen verachten oder gar hassen, welche vielleicht über manche Punkte der Religion andere Begriffe haben, oder von einer andern Kirche sind, als wir. Sie sind alle unsere Brüder und haben mit uns einen Vater, und mit uns eine Hoffnung; denn wir sind alle Kinder eines Stammes. Gott allein siehet ihr Herz, beurtheilet ihren Verstand, und wird mit ihnen handeln nach seiner Güte. Wer den Herrn fürchtet und recht thut aus allerley Volk, der ist ihm angenehm. Wer irret, verdient Mitleiden, und wo es möglich ist, Belehrung. Verachtung ist das Zeichen eines hoffärtigen stolzen Herzens; und den Haß kann nur eine boshafte Seele in sich nähren. Liebet Gott über alles, und liebet euern Nächsten wie euch selbst, sagt der göttliche Stifter unserer heiligen Religion; in diesen beiden Geboten liegt das ganze Gesetz. Dieses Gesetz ist ja jetzt gewiß die Grundlage aller Religionspartheyen um uns

her: denn es ist das Gesetz Gottes, das er selbst jedem Vernünftigen, und auch den Heiden, ins Herz geschrieben hat. Wir wollen also alle lieben wie unsere Brüder. Nur der Atheist oder der offenbare Gottesleugner kann keine Religion haben; denn ohne Gott ist keine Religion: aber wir wollen auch ihn lieben und ihn bedauern; er ist unser unglücklicher verirrter Bruder. Gott, den er nicht kennet, mag sich seiner erbarmen.

Mach unser Herz zu deinem Thron,
Und laß uns nichts den selgen Glauben,
Womit du uns beglückest, rauben,
O göttliche Religion!

Du zeigest uns den ebnen Pfad;
Erhöhest dieser Erde Freuden,
Verminderst dieser Erde Leiden,
Und reichst uns immer Trost und Rath.

Du giebst, wenn nach dem Pilgerlauf
Wir müde werden, Ruh den Müden,
Und trägst dann wiederum in Frieden
Den Geist zu seinem Schöpfer auf.

Vom Gottesdienst.

Die wahre Religion besteht freylich nicht in äußerlichen Gebräuchen, sondern wohnt in der festen Ueberzeugung des Verstandes und in der tugendhaften Neigung des Herzens. Ein Mensch ohne Religion ist ein unglücklicher Mensch für sich selbst, und gefährlich für andere. Wir dürfen aber nicht gleich so lieblos urtheilen, wenn ein Mensch nicht durchaus wie wir denkt, er habe darum wirklich keine Religion. Sein Leben ist die beste Probe, ob er Religion hat oder nicht; dann der Glaube, der sich nicht durch Werke zeigt, ist todt, und so gut als kein Glaube.

Wenn aber das Wesen der Religion selbst gleich nicht in Gebräuchen bestehet, so wird doch der Mann, welcher wirklich Religion besitzt, diese äußern Gebräuche, welche immer mit ihr in Verbindung stehen, nie vernachläßigen. Wir nennen alle diese Gebräuche zusammen Gottesdienst, aber nur auf mensch-

liche Weise, wie wir fast immer von Gott sprechen. Gott gewinnt durch unsern Dienst, durch unsere Verehrung nichts; er wird dadurch nicht größer, herrlicher und seliger, als er seiner ewigen unendlichen Natur nach ist. Der Vortheil ist allein für uns. Wir erheben durch den Gedanken an ihn unsere Seele, wir stärken unsere Entschlüsse zum Guten, wir befestigen unsere Ueberzeugung in der Wahrheit, wir erhöhen unsern Muth zu allen Pflichten, unsere Standhaftigkeit zu unvermeidlichen Widerwärtigkeiten; wir gewinnen herzliches Vertrauen zu Gott, als unserm Vater und unermüdeten Wohlthäter. Sind dieses nicht sehr wesentliche Vortheile, die wir alle auch mit aus der äußern Religionsübung erhalten können und erhalten sollen?

Diese Gebräuche sind, die Besuchung der öffentlichen Versammlungen, wo Andacht, Gebet, Dank und Unterricht in unsern Pflichten die große wichtige Absicht ist. Nicht jeder, der die Kirchen mit der größten Regelmäßigkeit und mit ängstlichem Schein der

Gewissenhaftigkeit besucht, ist deßwegen auch ein guter Christ; das Christenthum erfordert mehr als Gebetsformeln, Gesangsweise und Pharisäerwesen: aber ein guter Christ wird doch diese löblichen Wege und Mittel zur Erbauung und der ferneren Belehrung nicht versäumen. Der Zweck ist wahre Tugend und Glückseligkeit; die Mittel dazu sind gründlicher Unterricht und fester Vorsatz den Weg zu gehen, den wir als den richtigen erkennen. Die wohlthätigen Einrichtungen sind bey uns seit vielen Jahrhunderten so, daß jeder über seine Pflichten, so wie über Recht und Unrecht, über Tugend und Laster überhaupt, öffentliche Unterweisung haben kann; und wer diese absichtlich und leichtsinnig vernachläßiget, zeigt sich als einen Verächter der Ordnung Gottes. Gott selbst hat diese Ordnung geboten, und die Obrigkeit hat und übt die Pflicht, zu unserm eigenen und dem allgemeinen Glücke darüber zu wachen. Wer über den öffentlichen Gottesdienst spottet, ist gewiß ein Bösewicht. Die Lehrer der Religion müssen für uns

immer Männer von Würde seyn. Sie haben ein heiliges Amt: und ihre Verantwortung vor Gott wird doppelt schwer seyn, wenn sie das Amt der Tugendlehre nicht durch ihr Leben ehren, und nicht durch Unterricht und Beyspiel das Gute bewirken, das sie bewirken sollen.

Die Heiden feyerten die Feste ihrer falschen Götter mit glühendem Eifer; und wir sollten nicht die unendliche Größe der wahren einzigen Gottheit an bestimmten Tagen dankbar andächtig bewundern? Wir sind Menschen, die jeden Tag neuen Schwachheiten ausgesetzt sind, und brauchen also beständig Wiederholung der Wahrheiten, die uns nöthige Bestärkung in den Pflichten, welche uns heilig seyn müssen. Unser eigenes Glück erfordert dieses: wer könnte gleichgültig gegen etwas seyn, das sein und seiner Brüder Glück betrifft? Die Sonntagsfeyer ist also auf alle Weise Pflicht für uns alle. Der Tag ist ein Tag der Ruhe, ist ein Tag der Sammlung neuer Kräfte, ein Tag der Ueberlegung, der Betrachtung; der

der stillen Freude, wenn wir glücklich sind, des heilenden Trostes, wenn wir unglücklich sind. Du sollst den Feiertag heiligen. Aber unser Schöpfer kann nicht wollen, daß wir über den Entschlüssen zum Guten das Gute selbst, über der Ermunterung zu unsern Pflichten die Pflichten selbst vergessen sollen. Wir dürfen also wohl das Wichtigere dem weniger Wichtigen vorziehen. Wer in die Kirche geht, wenn er seinen kranken Bruder pflegen und ihm Arzney reichen soll, thut nicht seine Pflicht. Wer den Abendsegen betet und mit seinem Nachbar grollt, wie kann der dem Schöpfer ein angenehmes Opfer bringen? Das Beten wäre Sünde, wenn man darüber seine Arbeit vergessen wollte: und der Mann wäre ein Thor oder ein gottloser Heuchler, der beten und nicht arbeiten wollte, wenn seine hungernde Familie um Brot schreyet. Dem Arbeitsamsten bleiben immer noch einige Minuten Zeit zur Andacht übrig: und die wenigen herzlichen Worte eines Mannes, der seine Pflichten erfüllet hat, sind gewiß vor Gott mehr, als sonst

lange Gebete. Der Faule, welcher betet, spottet. Das Gebet des Gottlosen, des Menschenhassers, des Unversöhnlichen, des Peinigers seiner Brüder, ist Lästerung. Der Himmel erhört nur das Gebet des Tugendhaften; und tugendhaft ist nur, wer seine Pflicht thut. Werke der christlichen Liebe und der Noth sind an jedem Sonntage erlaubt; nicht allein erlaubt, sie sind geboten. Wer einem Freunde Trost und Hülfe bringen kann, darf mit gutem Gewissen die Betstunde versäumen: er betet durch ein gutes Werk, welches dem Himmel angenehm ist; und das wird dem Vollbringer Freude und Belohnung geben. Wer seine Ernte retten kann, darf sie ohne Bedenken unter der Kirchenzeit retten; er rettet seine Familie vom Mangel. Gott will es, und die Obrigkeit will es; denn er kann von der künftigen Ernte seinem dürftigen Bruder geben. Wer aber den Tag, welcher der heiligen Ruhe und der Betrachtung und Andacht bestimmt ist, mit gewöhnlichen ununterbrochenen Geschäften, mit bloßem sinnlichen üppi-

gen Vergnügen verbringt und nicht den Versammlungen der christlichen Gemeine beywohnt, wenn er wohl könnte, ist ein Leichtsinniger, vielleicht ein Verächter. Wenn man daselbst auch nicht immer etwas neues hört, so muß es doch für unser Herz allezeit eine wahre Erquickung seyn, mit unsern Brüdern vereint, Gott, unserm Vater und Wohlthäter, zu danken, seine unendliche Macht, Güte und Weisheit, womit er uns täglich beglückt, zu preisen, unser Herz zu ihm zu erheben und ihm alle Angelegenheiten unserer Seele, unsers Herzens und unsers häuslichen Lebens kindlich zu empfehlen.

Es ist zwar kein Beweis, daß der Mann, welcher beständig viel und ununterbrochen betet, ein guter frommer Mann ist; denn es giebt der Heuchler und Mundchristen viele: aber derjenige ist gewiß kein guter Mann, welcher gar nicht betet. Er zeigt durch ein solches sorgloses unbesonnenes Betragen, daß sein Verstand ohne wahre Erkenntniß und sein Herz ohne wahres Gefühl ist. Wie will derjenige seine Pflicht gegen seinen Mitbru-

der erfüllen, der nicht Dankbarkeit gegen seinen Schöpfer und größten Wohlthäter empfindet? Wie will der seinen Bruder lieben, welcher nicht zeigt, daß er seinen Vater liebt? Und kann der seinen Vater lieben, der sich beständig von ihm entfernt, sich ihm nie zu nahen sucht, seine Wohlthaten mit Kälte und Murrsinn empfängt und verzehret? Nein, wir wollen keine christlichen Gebräuche, weder öffentlich noch zu Hause, vernachläßigen. Sie dienen alle dazu, uns mit Gott immer mehr zu beschäftigen, ihn und unsere Mitmenschen mehr lieben zu lernen, und unsere Pflichten immer wichtiger und doch angenehmer und leichter zu machen, unsere wahren Freuden zu berichtigen, zu läutern und zu sichern, und uns in unserm Unglück Beruhigung, Trost und ermunternde Stärkung zu verschaffen.

Von den Pflichten gegen uns selbst überhaupt.

Gott hat uns alle zur Glückseligkeit geschaffen; denn er ist der Allgütige. Diese Glückseligkeit können wir nur durch Gehorsam gegen ihn und wahre Tugend erreichen; denn er ist der Allweise und Heilige. Alle Mittel diesen Zweck, unsere Glückseligkeit zu erreichen, sind uns Pflicht: denn der Zweck, den Gott, der Allerhöchste und unser Schöpfer und Vater und Wohlthäter will, ist Gesetz. Und es ist kein höheres Gesetz als dieses; denn es ist kein höherer Gesetzgeber als Gott. Jedes Gesetz, das die Menschen elend und unglücklich machen wollte, wäre ein Widerspruch, wäre eine Lästerung gegen Gott und seine Weisheit und Güte, eine schreyende Ungerechtigkeit. Diese Erde soll für uns kein bloßes Jammerthal und unser Leben darauf nicht Elend seyn. Die Menschen thun sehr übel, wenn sie es dazu machen; sie handeln wider den Willen

Gottes und gegen ihr eigenes Glück, gegen ihre Vernunft. Die nothwendigen Uebel in der Welt sind geringe gegen das unendliche Gute, das uns der Himmel täglich und von allen Seiten genießen läßt. Vollkommen können wir nicht seyn, denn wir sind Menschen: also auch nicht vollkommen glückselig. Gott allein ist die Vollkommenheit und die höchste Seligkeit. Wir selbst sollen hier so vollkommen, so zufrieden und glücklich werden, als es unsere Natur erlaubt. Dort werden wir höher steigen, wenn wir hier auf unserer Stelle gut waren. Jeder Mensch ist zwar frey, und könnte vielleicht sagen: wenn ich andern nichts zu Leide thue, so kann ich mit mir selbst machen, was ich will; denn über mich bin ich Herr. Er ist zwar Herr über sich selbst; aber diese Herrschaft darf er nicht gegen den Zweck und die Absicht seines Schöpfers, nicht gegen die Vernunft, er darf die Herrschaft über sich selbst nicht wider sich selbst brauchen. Denn das hieße, ich will nicht vernünftig, ich will kein Mensch seyn, wozu ihn doch Gott

geschaffen hat. Jeder Mensch hat also Pflichten gegen sich selber; er soll seine Natur so gut und vollkommen und sich selbst so glücklich zu machen suchen, als möglich ist. Das ist der Wille Gottes; das zeigt ihm seine eigene Vernunft. Aber Gott ist der Schöpfer und Vater nicht allein jedes einzelnen Menschen, einer besondern Menschenklasse, eines besondern Volks: er ist der Schöpfer und Erhalter von allem was ist. Er will also nach seiner Güte, daß alles, was er geschaffen hat, auch in dem Zustande, zu welchen er es geschaffen hat, gut und glücklich sey. Wir sollen also nicht allein nur für uns glücklich seyn; sondern alle sollen glücklich, alles soll glücklich seyn, weil es Gott geschaffen hat; denn Gott schafft nichts umsonst und zwecklos. Das ist der Wille Gottes, und auch dieses zeigt uns unsere Vernunft. Daraus entstehen unsere Pflichten gegen andere; wie wir unten im Folgenden sehen werden. Der allgütige, allweise Regierer der ganzen Welt hat es so eingerichtet, daß immer das Glück des

Einen das Glück des Andern nach sich ziehet, daß sich bey dem Wohlbefinden des Einen auch der Andere mit wohl befindet, und bey den Leiden des einen Theils der Gesellschaft auch die übrigen leiden. Wenn ein Land glücklich ist, so sind es alle Einwohner; und wenn es elend ist, so leiden alle. Nichts kann uns deutlicher zeigen als diese wohlthätige Einrichtung der Gottheit, wie sehr wir uns alle als Brüder, als eine Familie unsers allgemeinen Vaters lieben, uns wohl wollen und gegenseitig unterstützen sollen. Wenn jeder Mensch, ohne andere zu bevortheilen, so viel als möglich ist, für seinen eigenen Vortheil Sorge trägt, sich selbst so gut, so froh, so glücklich als möglich zu machen sucht; so wird er es nicht allein für sich selbst, sondern auch andere um und neben ihn werden es mit ihm. Seine Familie genießt mit ihm, andere genießen mit ihm durch Verwandtschaft, Freundschaft oder andere Verbindungen; die übrigen suchen ihm nachzueifern und alle um ihn her befinden sich besser. Der gütige Schöpfer

hat die Natur des Menschen so eingerichtet, daß er sich nie gern allein freuet, daß er Freuden und Leiden gern mit seinen Nebenmenschen theilt; dadurch gewinnen alle. Die Freuden werden größer, das Unglück wird kleiner.

Ein Mensch, der die Pflichten gegen sich selbst nicht erfüllt, die ihm Gott, der ihn zum Menschen schuf und ihm Vernunft gab, auflegt, wie will der die Pflichten gegen andere als Vater, als Gatte, als Hausherr, als Mitglied der Gemeine, als Freund, als Unterthan erfüllen? Zuvor müssen wir gute Menschen seyn, ehe wir in irgend einer andern Lage etwas anderes gut seyn können. Und ein guter Mensch ist man nicht, wenn man nicht das ganz und vollkommen ist, wozu uns der Schöpfer unserer Natur nach bestimmt und gemacht hat. Ist es nicht ein großer Vorwurf für einen Menschen, wenn man mit Recht von ihm sagen muß: er ist ein thörichter unvernünftiger Mensch? das heißt, er beträgt sich gegen sich selbst nicht so, wie er als ein Mensch, der Verstand

und Ueberlegung besitzt, sich betragen sollte. Wenn er andere beleidiget und ihnen Unrecht und Schaden thut und sie elend macht, so ist er noch mehr als dieses; er ist böse und lasterhaft. Aber jenes ist oft der Anfang und Uebergang zu diesem.

Von der Uebung unsers Verstandes.

Der Mensch ist auf dem ganzen Erdboden das einzige Geschöpf, das Vernunft hat: dadurch erhebt er sich und herrscht über alle übrige Kreaturen nach der Einrichtung Gottes. Und wir sollten nicht dieses ausschließliche unschätzbare Geschenk der Gottheit, unsere Vernunft, heilig halten, ausbilden und zu erhöhen suchen? Nur durch Vernunft erkennen wir Gott und seine Ordnung und seine Gesetze; nur durch Vernunft überzeugen wir uns von unsern Pflichten und ihrer Nothwendigkeit und Unverbrüchlichkeit; nur durch Vernunft sehen wir den Weg zu unse-

rer wahren Glückseligkeit. Verstand und Vernunft hat noch überall den größten Werth; auch dann, wenn man oft keinen Gebrauch davon macht. Wenn man im gemeinen Leben sagt, er ist ein reicher Mann, ein vornehmer Mann, ein mächtiger Mann; so sind wir dabey ziemlich gleichgültig oder wir fürchten uns, weil wir nicht wissen, was noch folgen wird. Wenn man aber sagt, er ist ein verständiger vernünftiger Mann, so haben wir gleich Achtung und Zutrauen; denn wir schließen mit Recht, ein vernünftiger Mann könne nicht schlimm seyn. Nur Verstand und Vernunft macht den Menschen wahrhaftig zum Menschen; alles andere ist Zufall und hat dagegen keinen großen Werth. Halten wir nicht mit Wahrheit diejenigen für die allerelendesten und unglücklichsten, die ihre Vernunft verloren haben? Und wenn ein Mensch in der Würde sitzt, sagt der Sittenlehrer Sirach sehr nachdrücklich, und hat keinen Verstand, so ist er wie ein Vieh. Es ist desto trauriger, wenn ein Mann, der eine Würde hat, nicht ver-

ständig ist, da er es vorzüglich seyn soll, da er mit für andere denken und rathen und ihnen helfen soll. Sirach spricht also nicht umsonst so stark. Wir sollen demnach unsern Verstand so viel wir können zu bilden suchen; durch Unterricht, durch Nachdenken, durch Aufmerksamkeit auf alles, durch Umgang, durch gute Bücher, wenn wir Gelegenheit haben. Wir sollen unserer Vernunft folgen in unsern Urtheilen; denn Gott hat jedem Menschen Vernunft gegeben, die er gebrauchen soll. Wir sollen die Vernunft anderer anhören, sie prüfen, vergleichen, und unsere darnach berichtigen, wenn wir noch nicht ganz gewiß waren, oder die unsrige befestigen, wenn wir Recht hatten. Die Vernunft dürfen wir überall brauchen; denn wir sollen überall Menschen, das heißt vernünftige Geschöpfe seyn. Wenn unsere Vernunft noch manches nicht begreifen und einsehen kann, so sollen wir uns dabey beruhigen; denn wir sind jetzt nur Menschen, die unmöglich alles bis auf den letzten Grund erforschen können. Auch die

Weisen wissen nicht alles, und zanken sich oft über Dinge, die uns sehr unnütz und sonderbar scheinen. So viel wir für unsern Stand und für unser Leben brauchen, können wir ohne Mühe fassen. Ueber unsere Vernunft ist manches, und das ist nicht für uns; aber wider unsere Vernunft darf uns niemand etwas aufbürden. Wer seinen Verstand nicht aufgehellet und gebildet hat, der ist zu keinem Geschäfte des Lebens vorzüglich geschickt und in Gefahr sich beständig zu verirren. Er weiß nie recht bestimmt und gewiß, was seine Pflicht ist in diesem oder in jenem Falle, welches in diesem oder in jenem Falle die beste Weise zu handeln sey. Er thut entweder zu viel oder zu wenig, thut sich oder andern Schaden. Er kann über keinen Vorfall, wo es oft wichtig und nöthig ist, schnell und richtig urtheilen; und muß sich dann auf andere verlassen, die es vielleicht eben so wenig können, oder die wohl gar die Absicht haben ihn zu hintergehen. Wer seinen Verstand nicht gebildet hat und sich

nicht eine Kenntniß der gewöhnlichen Dinge und Erscheinungen in der Welt erworben hat, der ist in Gefahr eine Menge abergläubische Meinungen zu behalten oder anzunehmen, die entweder seine Ruhe stören, ihn ängstlich machen, von dem Wesentlichen der Religion und der Lebenspflichten abziehen, oder gar ihm und seinem Nächsten durch seine Unwissenheit und Thorheit empfindlich schaden. Die leeren Einbildungen von Teufelswirkungen, Hexerey, Gespenstern, Kobolden und Zaubereyen aller Art setzen den Leichtgläubigen in manche Furcht, über die der Vernünftige nur lächelt. Die Bosheit und List mancher Menschen bedient sich dann der Einfalt anderer, um ihre schändlichen Absichten durch Betrug zu erreichen. Die Erscheinungen der Natur selbst setzen manchen, der keine richtigen Begriffe und keine Belehrung darüber hat, in das größte Schrecken. Der wohlthätige Donner ist ihm ein furchtbares Strafgericht, der Blitz eine Zornflamme, da doch der allgütige Gott diese Erschütterungen der Luft und der Erde

zur größten Wohlthat geordnet hat. Mit Verstand und Vernunft hat man überall die nöthige Gegenwart des Geistes, und siehet sogleich die wahre Ursache, woher etwas entstehet, oder muthmaßet sie doch ziemlich richtig, und keine Furcht kann sich unserer bemächtigen.

Ob wir gleich in unserm Stande und bey unserer Lebensweise weder gelehrt werden können noch sollen, so müssen wir uns doch die nöthigen Begriffe zu sammeln suchen, um über alles, was um uns her und bey und unter uns vorgehet, ordentlich, genau und treffend zu urtheilen, weil davon sehr oft unser und unserer Nebenmenschen Glück abhängt. Gelehrsamkeit ist nicht immer Verstand; aber Verstand ist dem Menschen in jeder Lage unentbehrlich: und je mehr einer hat und ihn braucht, desto besser wird es um ihn stehen und mit allen, die mit ihm zu thun haben.

Von der Ruhe der Seele.

So wie der Friede im Lande das unschätzbarste Glück für das ganze Land ist, so ist Friede und Ruhe in dem Gemüthe eines jeden einzelnen Menschen das größte Glück für ihn. Diesen Frieden, diese Ruhe sollen wir zu erlangen und zu erhalten suchen. Wir können dieses, wenn wir es sollen; denn wir sollen nichts, was wir nicht können. Dem einen wird es freylich in seiner Lage schwerer als dem andern; aber keinem ist es unmöglich. Das beste Mittel dazu ist das allgemeine Mittel zur Glückseligkeit überhaupt: nehmlich fester Glaube an Gott und Vorsehung, an Tugend und Unsterblichkeit, treuer Eifer in Erfüllung aller unserer Pflichten. Wie sollte der nicht ruhig seyn, welcher fest überzeugt ist, Gott ist mein Vater, der mein Glück will und veranstaltet und befördert, der alle Haare auf meinem Haupte gezählt hat, und ohne dessen Willen und weise Leitung mir nichts widerfahren kann!

Voll

Voll Vertrauen spricht ein solcher mit dem frommen Dichter:

Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;
Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?

Aber nur derjenige kann ohne Furcht und mit stiller tröstlicher Ruhe an Gott und seine Vatergüte denken, der ihrer als ein gutes Kind würdig ist. Nur derjenige ist ihrer als ein gutes Kind würdig, der auf die Gebote Gottes, die er ihm durch die Vernunft und sein Wort giebt, mit kindlicher Ehrfurcht hört, sie zu verstehen sich bemüht und sie alle zu erfüllen sich eifrig bestrebt. Nur die Guten haben Frieden im Herzen. Die Bösen sollen keinen Frieden haben, weder hier noch dort; das ist ihre Strafe. Es ist die Natur der Bosheit und der Sünde, daß sie quält und foltert, auch wenn sie glücklich zu seyn scheint. Das ist weise und gerechte Ordnung des Schöpfers; damit jedermann sich

vor der Bosheit hüte, wie vor einer Schlange und ihr nicht zu nahe komme.

Die Ruhe der Seele ist die Belohnung des Guten und wieder eine Quelle vieles Guten. So entspringt ein Gutes aus dem andern, so wie oft ein Böses aus dem andern entspringt. Der Ruhige im Geist genießt die Geschenke des Himmels mit doppelter Heiterkeit, und der Friede seiner Seele verbreitet sich über sein Gesicht und durch sein ganzes Wesen. Seine Mienen, seine Reden, sein Gang, alle seine Bewegungen zeigen, daß er glücklich ist, und daß er glücklich zu seyn verdient. Sein Leben ist froher, seine Arbeit ist leichter und besser; und alle Menschen, selbst die Mißmüthigen und Unzufriedenen, schließen sich gern an ihn an. Wie sollte der nicht innern Frieden haben, der alle seine Pflichten mit Vergnügen und Eifer erfüllt, und überzeugt ist, daß der Himmel bey solchen Gesinnungen und solchen Bemühungen ihn nicht verlassen werde?

Wenn ihn auch Leiden und Widerwärtigkeiten treffen, so denkt er, daß er ein Mensch

ist, der ohne Leiden nicht leben wird; daß er vielleicht manche Unannehmlichkeiten durch Fehler und Vergehungen sich selbst zugezogen hat: und das macht ihn aufmerksam und vorsichtig auf die Zukunft. Keine Verbrechen beschweren sein Gewissen; und für seine Unvollkommenheiten, Fehler der Uebereilung und Schwachheiten hofft er Verzeihung von Gott, wie ein gutes Kind Verzeihung von seinem Vater hofft, das sich immer noch bessern will. Tugend und ein reines Herz sind der sicherste Grund zur Ruhe des Lebens. Es ist ein Spiegel seiner Seele, wenn der gute fromme vortreffliche Gellert sagt:

Besitz ich nur
Ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich, wenn andre zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

Wenn er auch dulden muß, so duldet er als Christ mit Gelassenheit und Standhaftigkeit. Wer seine Freuden und sein Glück liebt, der bewahre seine Tugend; denn mit der Tugend schwindet alle wahre Freude

dahin. Er muß etwas auf der Seele haben, sagt das Sprichwort von einem Menschen, der unruhig, ängstlich, heimlich verschlossen sich herum treibt; und selten irrt das Sprichwort. Wie in der Welt der Krieg schneller und leichter ausbricht, als der Friede hergestellt wird; so geht in dem Menschen die Ruhe schneller verloren, als sie wieder gewonnen wird.

Aber auch Erziehung und Gewohnheit wirken oft sehr viel, die beständige Ruhe und Gleichmüthigkeit behaupten zu helfen. Man giebt so vieles der Natur und dem Temperamente Schuld, welches doch meistens theils unsere eigene oder wohl auch die Schuld unserer Erzieher ist. Wer nicht von Jugend auf seine Begierden, seine Leidenschaften, und besonders seine Heftigkeit und Hitze hat zähmen lernen, der ist hernach sein ganzes Leben in einer beständigen oft sehr quälenden Bewegung. Manche Kleinigkeit setzt ihn außer sich und verderbt ihm Freude und Genuß auf viele Tage. Manche Unannehmlichkeit, die er mit etwas mehr

Ueberlegung und Besinnung leicht hätte heben können, ängstiget ihn so, als ob es das ganze Glück seines Lebens beträfe. Er hat ein unruhiges Temperament, sagt man oft mit Recht; aber dieses Temperament ist oft nur Vernachläßigung der Erziehung und Folge des eigenen Leichtsinns. Es ist also auch in dieser Betrachtung heilige Pflicht für Eltern und Erzieher, das Gemüth junger Leute durch Sanftmuth, Klugheit, Beharrlichkeit und vor allen durch eigenes gutes Beyspiel vor allen heftigen Leidenschaften zu bewahren, die in der Folge der Ruhe des Lebens so gefährlich werden. Und jeder, der schon selbst hinlängliche Besinnung hat und die Dinge in der Welt mit etwas Ernst betrachten und beurtheilen kann, muß an sich selbst arbeiten, sich eine beständige Gelassenheit und Ueberlegsamkeit zu erwerben, die ihm in so manchen bedenklichen Fällen des Lebens den größten Nutzen bringen und über sein ganzes Wesen eine stille Ruhe des Innern und heitere Zufriedenheit verbreiten.

Von der Sorge für unsere Gesundheit und zeitliche Wohlfahrt.

Wir haben Seele und Körper; und beide sollen sich wohl befinden, eins mit dem andern und durch das andere. Wenn die Seele leidet, leidet gewöhnlich der Körper mit; und die Seele empfindet ebenfalls die Schmerzen des Körpers. Er ist an Leib und Seele gesund, pflegt man von einem Menschen zu sagen, dem es durchaus recht wohl geht. Es ist also unsere Pflicht, für dieses Wohlbefinden zu sorgen, und alles zu verhüten, was dasselbe stören kann. Wir auf dem Lande sind in dieser Rücksicht weit glücklicher, als die Städter. Der Himmel um uns ist freyer, die Luft reiner und heiterer; alles athmet mehr Leben und Gesundheit. Die Bewegung, eine nothwendige Bedingung zum Wohlbefinden, liegt nothwendig in unserer Lebensart. Daher sind auch im Allgemeinen die Landleute immer noch gesünder, munterer, stärker und fester,

als die Bewohner der Städte. Aber auch bey uns auf dem Lande ist man oft sorglos genug und schadet sich zuweilen durch Unbesonnenheit auf einmal mehr, als das eingesperrte Stadtleben gewöhnlich in vielen Jahren schaden kann. Wir glauben oft, unsere Gesundheit sey unverwüstbar, von Stahl und Eisen, wie man sich ausdrückt, und stürmen ohne Gedanken fort, bis ununterbrochene Unbesonnenheit oder irgend ein Zufall, den wir hätten vermeiden können, uns niederwirft. Dann sind wir desto schlimmer daran, da wir gewöhnlich die Hülfe eines geschickten Arztes nicht sogleich in der Nähe haben und die Verzögerung oft sehr gefährlich ist. Je unschätzbarer uns also in unserm Stande unsere Gesundheit ist, desto aufmerksamer sollten wir sie zu bewahren, zu stärken und zu befestigen suchen. Unsere Erziehung ist von Jugend auf freyer und härter, und macht uns also stärker und dauerhafter. Aber auch diese Stärke und diese Dauerhaftigkeit braucht Schonung und Aufmerksamkeit. Wir sind den übeln Folgen

der Witterung nicht so sehr unterworfen als die Weichlinge der Städte; aber wir sind ihnen doch auch ausgesetzt. Unser Knochenbau ist zwar fester, aber er ist doch nicht unzerstörbar. Daß wir uns nicht durch Mangel der Bewegung und Arbeit schaden, dafür ist durch unsere Beschäftigung gesorgt. Aber mancher schadet sich dagegen auf sein ganzes Leben durch übertriebene Anstrengung. Wie oft haben bey uns Personen, sowohl Männer als Weiber, dadurch, daß sie auf einmal mehr arbeiten wollten, als ihre Kräfte erlaubten, ihre Gesundheit auf immer zerstört? Der menschliche Körper ist bey aller seiner Stärke doch so fein gebaut, daß nur inwendig eine Haut reißen, ein kleiner Knochen aus der Fuge treten, eine Ader springen darf, und das Ganze liegt da, und kann nur mit vieler Mühe und unter großen Schmerzen, oder vielleicht nie wieder in Thätigkeit gesetzt werden. Auch dürfen wir nicht glauben, daß die Witterung uns durchaus gar nicht schaden werde, und daß wir ohne Unterschied uns jeder Veränderung

derselben ohne Gefahr aussetzen können. Ein fester abgehärteter Körper trotzt ihr zwar länger; aber die gehörigen Vorsichtigkeitsregeln müssen doch die Gesündesten nicht unterlassen. Man muß nie zu schnell aus der Hitze in die Kälte, aus der Kälte in die Hitze, aus der Ruhe in die Bewegung, aus der Bewegung in die Ruhe kommen. Die Natur macht keinen Sprung; sie steigt hinauf und herab; zwischen Sommer und Winter liegen Frühling und Herbst. Die Kleidung darf weder zu leicht noch zu schwer, weder zu luftig noch erstickend warm seyn. Allerley Essen und Trinken ist unserm Magen zwar nicht so gefährlich, als den Verzärtelten; aber es giebt doch manche Speisen, die durch ihre Natur einander so entgegen sind, daß sie auch dem Stärksten empfindliche Folgen verursachen. Jeder muß sie also kennen lernen, um nicht nach und nach durch Leichtsinn dieser Art seine gute Verdauung zu Grunde zu richten. Gesundheit ist ein Geschenk des Himmels, dessen Werth, wie den Werth alles übrigen, wir dann erst recht schätzen

lernen, wenn wir in Gefahr sind sie zu verlieren. Ein jeder prüfe, was seinem Leibe gesund ist, sagt Paulus, der in seinen Briefen manche goldne Regel für Seele und Leib mittheilt, weil er selbst ein Mann war, der das menschliche Leben sehr wohl kannte. Gesundheit ist die Fähigkeit zu genießen; und wenn man dem Kranken alle Herrlichkeiten der Erde brächte, er würde nur doppelt elend seyn, weil er nichts davon genießen könnte. Arbeit und Mäßigkeit ist allein die goldne Regel und das sicherste Mittel, an Leib und Seele gesund zu werden und es immer zu bleiben.

Der Himmel hat jedem den Trieb eingepflanzt, für sein Fortkommen zu sorgen. Die Sorge für seine Gesundheit ist der erste und wichtigste Schritt dazu. Dem Kranken hilft nicht seine Kunst und seine Wissenschaft, nicht sein Fleiß und seine Geschicklichkeit. Aber es ist sodann auch unsere Pflicht, so viel uns in unserer Lage möglich ist, etwas zu lernen, das uns in der Zukunft Nahrung und Unterhalt verschaffen kann. Er hat in

der Jugend nichts gelernt, ist ein Vorwurf, den man oft gegen einen Menschen machen hört, und der, wenn er gegründet ist, sehr traurig und drückend seyn muß. Jeder soll also irgend etwas gemeinnütziges in seiner Jugend zu lernen suchen; irgend ein Handwerk, irgend eine Kunst, irgend eine Fertigkeit in einer Art von Arbeit, wodurch er sich und andern zu nützen hoffen kann. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden, pflegt man zu sagen, und sagt recht. Denn die Hauptbedürfnisse in dem menschlichen Leben bleiben immer die nehmlichen; und Handwerker, welche diese Bedürfnisse durch ihre Arbeit befriedigen, sind immer die unentbehrlichsten, die schätzbarsten und also die sichersten. Der Ackerbau, so einfach er scheint, erfordert eine Menge Dinge, deren aufmerksame Erlernung und zweckmäßige Uebung den Verstand und die Ueberlegung beschäftigen können. Alle diese Dinge, so geringe sie vielleicht einzeln seyn mögen, sind uns in unserm Stande höchst wichtig. Zwischen Pflügen und Pflügen ist ein Unterschied,

sagt das Sprichwort, und nicht jeder ist ein guter, geschweige denn ein vollkommener Landwirth, der eine gerade Furche ziehen und eine Wiese mähen kann.

So wie jeder Handwerker seine Geräthschaften ganz kennen, ihre Tüchtigkeit beurtheilen und sie alle zweckmäßig zu gebrauchen wissen muß; so muß auch jeder Landmann seine mannigfaltigen Werkzeuge zu beurtheilen und fertig zu gebrauchen verstehen. Der Ackerbau ist immer die sicherste unfehlbarste Stütze des menschlichen Lebens; und wer ihn mit gehöriger Aufmerksamkeit und gehörigem Fleiß und gründlich treibt, wird am wenigsten in Gefahr kommen Mangel zu leiden. Das ist mein Acker und Pflug, pflegt der Gelehrte von seinen Büchern, der Kaufmann von seinem Handel, der Künstler von seiner Kunst und jeder ordentliche Mann von der Beschäftigung zu sagen, auf die er sich am besten verlassen zu können glaubt; ein Beweis, daß Acker und Pflug, wenn sie gleich nicht immer reich machen, doch ihre Arbeiter am wenigsten

verlassen. Also vorzüglich durch Erlernung alles dessen, was zum glücklichen Fortkommen in irgend einem Fache gehört, sey es Kunst, oder Handwerk, oder Ackerbau, sorgen wir am wesentlichsten für unsere irdische Wohlfahrt. Alles übrige, Geld, Güter, Häuser, Hausgeräthe, können wir durch irgend einen Unglücksfall verlieren, aber unsere Einsichten, durch die wir uns wieder helfen können, bleiben; unsern Fleiß, unsere Standhaftigkeit, unsern Muth uns gegen das Unglück zu stemmen, kann uns niemand nehmen. Diese schätzenswerthen Eigenschaften werden im Gegentheil im Unglück oft noch stärker und nützlicher. Wer ein ehrlicher Mann ist und das seinige gelernt hat, ist die gute schlichte Redensart, kommt überall fort. Den Geschickten hält man werth; den Ungeschickten niemand begehrt. Wir können freylich nicht dafür stehen, daß es uns immer glücklich gehen werde. Aber eben deßwegen sollen wir durch Fleiß, Gewöhnung und Erlernung alles Nützlichen, was wir je brauchen kön-

nen, dafür sorgen, daß uns Unglücksfälle des Lebens, wenn sie eintreten, nicht niederschlagen.

Von der Ordnung.

Ordnung ist das halbe Leben, heißt es; und wenn man das Glück des Ordentlichen und die traurige Lage manches Unordentlichen ansieht, so dürfte man wohl sagen, Ordnung ist das ganze Leben. Das höchste Muster aller Ordnung und der herrlichsten Uebereinstimmung ist Gott in seiner Weltregierung. Millionen Sterne gehen ihre gemessene Laufbahn; die Sonne geht auf und unter; der Mond wächset und nimmt ab, die Jahrszeiten kommen und gehen; und alles nach den weisesten festesten Regeln. Alles ist, und bleibt, und gedeihet, wie es soll; alles ist zum Glück der Geschöpfe eingerichtet. Wenn ein Reich in allen seinen Theilen glücklich ist, wenn alle Stände, vom Throne bis zur geringsten Strohhütte, ihre

Pflicht thun und einander mit Eifer wechselseitig unterstützen, so sagen wir: es ist Ordnung im Lande. Und wenn wir sagen, es ist keine Ordnung im Lande, so ist das der schärfste Tadel, den wir über die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte ergehen lassen. Eben so ist es in der Stadt und in der Gemeine; und eben so ist es in der einzelnen Haushaltung und mit jedem einzelnen Menschen. Er ist ein ordentlicher Mann, sie ist eine ordentliche Frau, ist ein allgemeines vielbedeutendes Lob, wenn es von einem Menschen gesagt wird. Mit Ordnung wird jedes Geschäft leichter, jede Arbeit angenehmer, jede Beschwerlichkeit eher überstiegen, jede Unangenehmlichkeit vermieden oder bald beygelegt. Selbst Gefahr und Unglück werden durch ununterbrochene Ordnung am besten vorher gesehen und abgewandt. Es ist nichts mit ihm anzufangen, er ist ein unordentlicher Mensch, hört man von einem Menschen, den man wohl zuweilen noch härter einen Taugenichts nennt. Hat irgend jemand Ordnung nöthig, so ist es der Land-

mann, da sein ganzes Leben in einer Verkettung von Dingen besteht, die oft einzeln von keiner Wichtigkeit zu seyn scheinen, die aber im Ganzen die Seele der Landwirthschaft und des ländlichen Wohlstandes ausmachen. Wenn man durch einen Ort reiset, fällt man nicht gleich von dem äußern Anschein ein ziemlich richtiges Urtheil, hier wohnen gute, oder hier wohnen schlechte Wirthe? Wo die Dächer löcherig, die Thore verfallen sind; wo das Vieh über alle Zäune und Mauern springt; wo in den Gärten die Bäume dünne und zerbrochen stehen, wo der Schmutz in allen Höfen bis an die Knie geht; wo das Vieh aussieht, wie die theure Zeit in Aegypten; da kann man sicher schließen, daß es um die Haushaltungen und um die Gemeine schlecht bestellt ist. Wo aber rund um das Dorf die Baumpflanzungen blühen, wo die Gärten voll Obstbäume stehen, die Wege und Fußsteige gangbar und reinlich sind, wo die Thiere mit den Menschen sich wohl befinden, da darf man sicher auf gute Ordnung im Orte rechnen.

Es

Es ist ein Vergnügen, wenn man zuweilen vor einem Hofe vorbey geht und sieht, wie alles vom Wohnhause bis zum Hühnerstalle so gut und nett und reinlich und bequem ist. Hier wohnt ein sehr ordentlicher Wirth, sagt der Fremde, und betrachtet die Pflanzung und den Bau einigemal mit Zufriedenheit, ehe er weiter geht. Traurig und niederschlagend ist es hingegen, ganze wichtige Wirthschaften in dem kümmerlichsten Verfall zu sehen, wo man schon am durchlöcherten zerbrochenen Thorwege die wahre Beschaffenheit des Inwendigen befürchtet und ziemlich richtig muthmaßet. Freylich ist es nicht allemal der Fall, daß der Besitzer eines solchen Hauses durch seine Nachläßigkeit und Unordnung Schuld des traurigen Anblicks ist. Häusliche oder öffentliche Unglücksfälle können Ursache seines Unvermögens seyn, und ihn hindern so viel wieder herzustellen und auszubessern als nöthig wäre und er wohl wünschet. Aber dieses ist doch der seltnere Fall.

Es ist eine böse sündliche Vernachläßi-

gung, nichts mehr thun zu wollen, als wir zur Noth für uns zu brauchen glauben. Wenn unsere Vorfahren eben so gedacht håtten, wie würde es jetzt auf der Erde aussehen? Wenn sie keine guten Håuser gebaut, kein Holz, keine Båume angepflanzt håtten, wie traurig würde es um uns und unsere Zeitgenossen stehen? Gott gab uns die Erde mit dem Befehl, sie zu bauen. Es ist also nicht allein Vernachlåßigung unsers eigenen Glücks, es ist Verachtung des göttlichen Gebots, wenn wir es nicht thun; oder nicht so gut thun, als wir können. Wir können von einer Gegend zu ihrem Lobe und zur Empfehlung ihrer Bewohner kaum etwas besseres sagen, als, die Gegend ist herrlich bebaut; man findet keinen Fußbreit Landes unbenutzt; es ist alles, wie ein schöner Garten. Und wir können kaum etwas schlimmeres von einem Lande und von seinen Einwohnern sagen, als wenn man spricht: es ist alles verfallen, wüste und leer, als ob gar keine Menschen dort wohnten. Es ist uns so wohl, wir sind so glücklich, wenn wir unter

einem Baume sitzen, seinen Schatten ge= nießen oder von seinen Früchten zehren, und wenn dann die Alten sagen: diesen Baum hat mein Großvater gesetzt, er war der Lieb= lingsbaum meines Vaters; so lange und so viel hat er schon getragen, und so lange verspricht er noch zu leben, und so viel noch zu tragen. Wir genießen schon seit Jahr= hunderten das Glück, daß wir freye Leute sind. Keine Gewalt, keine Willkühr kann uns aus dem rechtlichen Besitze unserer väterlichen Güter vertreiben. Gesetze und Gerechtigkeit schützen uns vor allen Eingrif= fen, und niemand schränkt uns ungebühr= lich in unsern Eigenthumsrechten ein. Unsere Kinder und Enkel sind gewisse Erben alles dessen, was wir von unsern Vätern beka= men und durch unsern Fleiß erwerben. Soll= ten wir nicht für sie pflanzen und bauen, so viel wir können, damit sie uns einst eben so danken, wie wir jetzt unsern Vorfahren? Sollte nicht jeder gute menschenfreundliche Wirth bey der Pflanzung eines Baumes, wenn er auch vielleicht nicht mehr hoffen

kann seine Früchte zu essen, bey sich selbst mit innigem Vergnügen denken, meine Enkel und Urenkel werden einst hier sitzen und glücklich seyn und mich segnen. Das ist gut und edel gedacht und gehandelt; und solche Gedanken und Handlungen belohnen sich schon durch sich selbst. Der Gute findet Vergnügen im Gutes thun.

Die Ordnung und ihr Vortheil zeigt sich überall, im Kleinsten wie im Größten. Schon Kleidung und Betragen zeichnen den ordentlichen Menschen aus; jeder hat sogleich ein gutes Zutrauen zu ihm: so wie man gegen einen Unordentlichen, den seine Unordnung auch meistens schon im äußern Aufzuge sichtbar macht, sogleich Mißtrauen hat; und mit Recht. Denn wer will einem Menschen fremde Sachen sicher anvertrauen, der seine eigenen nicht in Acht nimmt? Der Ordentliche hat alle seine Sachen an der rechten Stelle, und alle in der Beschaffenheit, wie sie seyn sollen. Reinlichkeit und Nettigkeit herrscht überall, wo es nur möglich ist. Zu jedem Gebrauch kann er jedes Werkzeug so-

gleich finden: jedes ist im Stande, so daß auf keine Weise ein Aufenthalt entsteht. Von dem Pfluge und dem Wagen, als den Hauptinstrumenten des Landmanns, bis zu der Dreschflegelkappe und dem kleinsten Nagel an der Tennewand ist alles, wie es seyn soll. Da geht alles wie und wenn es gehen soll. Die Aecker sind bestellt zur rechten Zeit; die Gräben sind gezogen, ehe der Regen einbricht; das Heu wird gemacht, ehe es das Wasser verderben kann; die Ernte ist vollendet, wenn der Pastor das Fest halten will, und der Schnee kommt nicht, ehe die Wintersaat besorgt ist. Der Dünger liegt nicht Monate lang auf dem Felde ehe er eingepflügt wird, die Maulwurfshügel machen die Wiese nicht unsichtbar und die Sense muß nicht erst aus der Stadt geholt werden, wenn die Nachbarn schon Heu einfahren. Es kann zwar Einmal der Marder die Hühner im Stalle würgen, und die Sperlinge und Aelstern können Einmal die Käse aus dem Korbe verzehren; aber wenn es oft geschieht, so verdient der Hausherr, daß

die Marder seine Hühner würgen und die Sperlinge und Aelstern seine Käse verzehren. Nichts geht in der Welt über die Ordnung; und wie weit man in der Welt mit Wenigem und Ordnung kommen kann, zeigen hier und da Beyspiele, welche aufmunternd seyn sollten. Eine ziemlich arme Gemeine besetzte auf Anrathen und Vorstellung einiger vernünftigen Mitglieder etliche leere sonst unbrauchbare Plätze an den Bergen mit Obstbäumen: in zehn Jahren verkauften sie schon das Obst jährlich für eine beträchtliche Summe, und konnten in kurzer Zeit aus dem daraus gelösten Gelde, nach Besorgung einiger andern geringern Nothwendigkeiten, sich eine Spritze und ein Haus dazu bauen lassen und die übrigen Feuergeräthschaften in bessern Zustand setzen. Durch die Pflanzung wurden also sonst ungebrauchte Stellen benutzt, die Gegend schöner und anmuthiger gemacht, und einem wesentlichen Bedürfniß abgeholfen, das, wenn es hätte sollen durch baren Geldbeytrag besorgt werden, gewiß würde schwer

geworden oder vielleicht noch lange aufgeschoben worden seyn. So kann man durch Aufmerksamkeit und Ordnung manches zu großem Vortheil benutzen.

Von der Mäßigkeit und Sparsamkeit.

Diese beiden häuslichen Tugenden sind der Grundpfeiler der häuslichen Glückseligkeit. Den meisten unter uns sind sie durchaus nöthig, wenn wir nicht bald zu Grunde gehen wollen; und selbst den Reichern an Gütern sind sie unentbehrlich. Sie folgen aus der Ordnung, oder sie sind vielmehr die Ordnung selbst im Genuß mit Vorsicht und Hinsicht auf die Zukunft. Der Mäßige hält ein im Genusse, um desto länger genießen zu können: der Sparsame geht haushälterisch um mit den Mitteln des Genusses, damit sie ihm nicht fehlen zur Zeit, wenn es am nöthigsten ist. Der Mäßige erreicht mehrere wohlthätige Zwecke durch

seine Mäßigkeit. Er verlängert den Genuß und sichert ihn für die Zukunft; und ihm ist doppelt wohl bey dem Gegenwärtigen. Er ist froh, aber nicht ausgelassen; er genießt, aber er schwelgt nicht. Er nimmt zum Bedürfniß und zur Sättigung, aber nicht zur Völlerey; um Kräfte zu sammeln, nicht um sich zu mästen. Seine Seele herrscht über seinen Körper, und er läßt sie nicht in der Unthätigkeit des Körpers einschlummern. Mäßige Mahlzeiten geben frohe Tage und ruhige Nächte. Der gesättigte Mensch ist leicht und heiter und lebendig an Leib und Seele; der überfüllte ist träg, und schleicht wie die Schlafsucht. Den Unmäßigen beschweret bald hier bald da eine Uebelkeit, und der Arzt und Apotheker haben zu arbeiten, um wieder gut zu machen, was er verdorben hat. Keines Dinges zu viel, ist ein goldenes Sprüchelchen überall. Mancher zerstört seine Gesundheit durch übermäßiges Arbeiten; aber mehrere vielleicht zerstören sie durch Uebermaß in Speise und Trank. Beides ist sehr schlimm; aber das letzte ist

schändlich. Durch Ausschweifung entehrt der Mensch seine Vernunft, indem er sein Glück verwüstet. Er sinkt fast tiefer, als die unvernünftigen Geschöpfe, welche selten über ihr Maß verzehren. Ein Landmann, der den Pflug regiert und den Wagen treibt und den ganzen Tag sich in der freyen Luft bewegt, verlangt freylich billig mehr zu einer Mahlzeit, als ein Stubensitzer, der selten vom Stuhle aufsteht. Der Landmann arbeitet mehr mit dem Körper; sein Körper muß also mehr Nahrung haben. Er ist stärker; eben deßwegen verzehrt er mehr. Mäßigkeit ist eine Sache, die bey verschiedenen Personen verschiedenes ist. Was für den einen zu viel wäre, ist für den andern noch zu wenig, und umgekehrt. Der sicherste Beweis, daß jeder sein richtiges Maß beobachtet, ist, wenn er beständig gesund, leicht, munter und froh ist, wenn alle seine Arbeit fördert, wenn er nicht ungewöhnlich ermüdet; wenn er nach der guten Mahlzeit gut schläft, ohne viel und ängstlich zu träumen, wenn ihn sein Blut nicht peitscht, wenn er an Doktor und

Barbier um Purganz und Aderlaß in zehn Jahren nicht denkt, und die Apotheke den Leuten in der Stadt läßt. Uns gewöhnlichen Landleuten wird die Mäßigkeit weit leichter, als den Reichen in der Stadt; die dann nicht einmal Gelegenheit haben ihre Ueberfüllungen durch nöthige starke Bewegung einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen. Daher sind in der Stadt Schocke von Krankheiten, die wir in unserer glücklichen Unwissenheit gar nicht kennen. Den Reichen ist also bey ihrem Ueberfluß vorzüglich die Mäßigkeit zu empfehlen; den Armen empfiehlt sie oder gebietet sie sich mit ihrer Begleiterin, der Sparsamkeit, von selbst. Den Reichen ist sie höchst nützlich und nöthig; den Armen ist sie durchaus unentbehrlich. Sparsamkeit gehört durchaus zur Sorge für unser Glück, vorzüglich auf dem Lande. Wer bürgt uns, daß die künftige Ernte so reichlich seyn werde, wie die von diesem Jahr? Der Winter ist lang. Wenn das Obst alle frisch verzehrt oder verkauft, und nichts getrocknet oder gebacken worden ist,

so wird der Mangel dieser herrlichen gesunden Kost bald empfindlich gespürt. Werden die Bäume das künftige Jahr wieder so reichlich tragen? Vorrath im Keller und auf dem Boden ist die Pflicht des Hausvaters und der Hausmutter. So wie jeder vernünftige einzelne Mann auf sein Alter denkt, so denkt der Hausvater an die Zukunft für seine Kinder. Es ist Pflicht, den Kindern so viel als möglich das Erbe ihrer Vorfahren zu erhalten. Es ist etwas ehrwürdiges, einen Hof von Vätern auf Söhne in einer langen Reihe Jahrhunderte herab beständig im Erbe und immer im Wohlstand zu sehen; eben so ehrwürdig als die Besitzungen der Vornehmen von Ahnen zu Ahnen herab. Nur Häuslichkeit, Ordnung und Sparsamkeit kann dieses bewirken. Es ist höchst wehmüthig, wenn man von einem Manne sagt, er hat Haus und Hof verlassen müssen: und höchst qualvoll muß es für ihn seyn, wenn ihm sein eigenes Gefühl sagt, er selbst sey Schuld daran. Diese Sparsamkeit wird desto nothwendiger, je mehr

man jetzt von allen Seiten die Bedürfnisse des Lebens vermehrt. Wir haben jetzo in unsern Haushaltungen Dinge, die wir für unentbehrlich halten, von denen man vor hundert Jahren noch gar nichts wußte, und sich, ohne sie, doch eben so wohl oder besser befand. Der Tobak und der Kaffee verzehrt auch unter dem Landvolke große Summen, ohne daß er den geringsten Vortheil brächte. Verständige Aerzte behaupten und beweisen die Schädlichkeit von beiden; und doch nimmt der Gebrauch immer mehr überhand. Es ist ein großer Vortheil, wenn man alle oder doch seine meisten Nothwendigkeiten aus seiner eigenen Wirthschaft nehmen kann, welches mit diesen beiden überflüssigen und doch kostspieligen Bedürfnissen durchaus unmöglich ist. Jeder für sich und alle für alle sollten nach und nach diesem Unheil zu steuern suchen, das schon manchen Magen und manche Geldbörse verdorben hat. Wenn man jemand, der es nicht gewohnt wäre, zur Strafe zwänge, Tobak zu rauchen oder zu schnupfen, so würde diese Strafe sehr

grausam scheinen, so ekelhaft und widerlich ist diese berauschende giftartige Pflanze der Natur. Jetzt hat die verderbliche Gewohnheit auch fast die Natur verkehrt; so viel Gewalt hat eine Anfangs unsinnige Mode, wenn sie einmal durch Allgemeinheit das Lächerliche verloren hat.

Von der Arbeitsamkeit.

Arbeit erhält das Leben: der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen. Wenn er nichts zu arbeiten hat, so sucht er sich wenigstens zum Ersatz Beschäftigungen; und thut oft, da er nichts Gutes zu thun weiß, etwas Böses. Das ist der Fall oft mit den Reichen, die in der Ueppigkeit des Ueberflusses an wahre Arbeit nicht denken. Daher das alte Sprichwort: Müßiggang, der Laster Anfang. Das erste wahre Geschenk, das also Aeltern ihren Kindern machen können, sie mögen arm

oder reich, geringe oder vornehm seyn, ist, daß sie dieselben zur Arbeit gewöhnen. Er will nicht arbeiten, sagt man im gemeinen Leben von einem Menschen, der ganz unbrauchbar ist, und den man seine ganze Verachtung fühlen lassen will. Arbeit ist das erste Mittel an Leib und Seele gesund zu seyn. Arbeit würzt die Mahlzeit, und dem Arbeitsamen schmeckt schwarzes Brot und eine Wassersuppe besser und wird ihm wohlthätiger, als dem faulen Schwelger fremde Weine und Wildpasteten.

Wie geht es, Nachbar? fragt man. Wir arbeiten brav, ist die Antwort; und da schmeckt das Essen und da sind wir gesund. Arbeit und Mäßigkeit und Frohsinn sind die besten Aerzte. Der letzte begleitet gewöhnlich die beiden ersten. Der gute Arbeiter, welcher mäßige Mahlzeiten hält, klagt selten über Magendrücken, Schwindel, Kopfschmerzen und Bauchgrimmen: der Doktor ist für ihn ein Mann, für den er in seinem Ausgabebuche höchst selten etwas anschreibt.

Die Arbeit ist das einzige sichere Mittel zum Wohlstande. So wohlthätig hat es durchaus der Himmel geordnet, daß immer ein Segen aus dem andern fließet. Der Arbeitsame erhält seine Gesundheit, und gewinnt Vorrath für künftige Vorfälle des Lebens. So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen, sagt der biblische Sittenlehrer. Die Wahrheit des Spruchs zeigt sich bald an dem Uebertreter der Ordnung. Wer nicht arbeitet, verdient nichts, hat bald nichts und kann also nichts verzehren. Mangel und Dürftigkeit folgen dem Faulen auf dem Fuße nach. Schon die Faulheit selbst ist eine Krankheit; und wer ihr nicht bey Zeiten zu steuern sucht, fällt aus einem Uebel in das andere. Der Faule ist langsam, träge, verdrossen, mürrisch; und wird sodann furchtsam, blödsinnig, dumm. Selbst der Genuß des Lebens ist für ihn beschwerlich. Er ist zu faul zum Essen, sagt man, die faulste Faulheit auszudrücken; und sehr passend von einem solchen völlig unthätigen Geschöpf. Nur

die größte Unbequemlichkeit und der schärfste Reitz des Hungers treibt ihn zur Schüssel; und er glaubt eine Arbeit gethan zu haben, wenn er den Magen zur gemächlichen Verdauung angefüllt hat. Träge Thiere sind zu nichts gut als zur Mast; aber die Mast des faulen Menschen ist der Gesellschaft eine doppelte Last, da er doch nun einmal Mensch ist. Die Faulen gehören zur Strafe der Erde; zu den Geschöpfen, von welchen man sagt, daß sie nur da sind, die Früchte des Landes zu verzehren. Nichts verächtlichers kann man von einem Menschen sagen, als dieses; es ist nur in der Natur des Ungeziefers, alles zu verzehren, und nichts zu erwerben. Die ganze Schöpfung ist thätig und regsam; alles arbeitet auf der Erde: alles hat den Trieb, die Sorgfalt für sich und seine Brut. Manche Thiere können dem Menschen Muster des Fleißes, der Arbeitsamkeit und der Sparsamkeit seyn.

Wie ämsig im Grund sich die Ameise regt,
Und Körnchen bey Körnchen zum Vorrathe trägt!
Sie schafft in dem Sommer, damit es ihr nicht
Im Froste des Winters an Brote gebricht.

Dort sammelt die Biene mit künstlichem Sinn
Von Blume zu Blume den süßen Gewinn;
Das wirthliche Völkchen fliegt ein und fliegt aus,
Und füllet mit Honig das zierliche Haus.

Geh, siehe das kleine, das fleißige Thier,
Du müßiger Fauler, und lerne von ihr;
Geh, sammle wie Bienen, es eilet die Zeit;
Bald sind mit Gestöber die Fluren beschneyt.

Durch Arbeit erwirbt man nicht allein, sondern man lernt auch Mäßigkeit und Ordnung. Wer es weiß, wie sauer manches zu erwerben ist, der lernt den Werth desselben schätzen, der denkt nach, wie viel mit dem Erworbenen gethan werden kann, und rechnet aus und setzt sich vor, so viel als möglich damit zu thun. Wer arbeitet, thut nichts Böses: denn nur dasjenige ist Arbeit,

wodurch etwas Gutes und Nützliches für uns und andere bewirkt wird. Wenn der Boshafte, der Menschenfeind den Untergang und das Verderben eines andern sucht, und man sagt, er arbeitet, andere zu verderben; so ist dieses eine ehrlose schändliche Absicht und die Bemühung verdient nicht den guten Namen, daß es Arbeit genannt werde. So trachtet ein böser Geist Unglück zu stiften. Arbeit ist eine dauernde Beschäftigung zu einem nützlichen und löblichen Zwecke. Und wenn wir für uns und unsere Haushaltung sorgen, ohne daß wir andern schaden, wenn wir unserm Nächsten helfen, ohne daß wir uns und unsere Familie ganz vernachläßigen, so können wir in dem besten Sinne sagen, wir arbeiten: kein Zweck kann nützlicher und löblicher seyn.

Von der Klugheit und Bedachtsamkeit im Reden.

Zwischen Weisheit und Klugheit ist ein großer Unterschied. Der Weise ist immer klug; aber der Kluge ist nicht immer weise. Weisheit ist Tugend, verbunden mit Klugheit: Klugheit ist oft ohne Tugend. Wir sagen oft, er ist ein kluger Mann! von einem Menschen, der nur seine Geschäfte mit vieler Feinheit macht und sich zuweilen über einem Betrug, den man ihm nicht beweisen kann, kein großes Gewissen macht. Das ist eine sehr boshafte Klugheit. Aber wir sollen doch auch klug seyn; das heißt: wenn wir gut und tugendhaft sind, so sollen wir uns auch bemühen, so zu scheinen, daß man uns nicht für schlimm halte, daß wir durch Unachtsamkeit, Leichtsinn und Unbesonnenheit nicht uns selbst und vielleicht auch andern schaden. Was hilft es manchmal einem Manne viel in der Welt, wenn er auch wirklich der ehrlichste Mann ist, und doch

jedermann das Gegentheil von ihm glaubt und deßwegen durchaus kein Zutrauen zu ihm hat? Ist nicht ein wirklich ehrliches Mädchen eben auch unglücklich, wenn man ihre Ehre und Tugend überall bezweifelt, und ihr keine Sittsamkeit mehr zutraut? Der Schein thut viel in der Welt. Wir sollen also auch auf den guten Schein halten. Sehr schlimm ist es, wenn viele Menschen auf mehr nichts als auf den Schein halten. Diese nennt man mit Recht, wenn sie fromm scheinen wollen, Frömmler und Scheinheilige, und wenn sie für ehrliche Leute gelten wollen, Gleißner und Duckmäuser. Wir dürfen nur erst wirklich gut seyn, so wird uns der Schein nicht schwer werden. Der Schein ist meistens nur wegen der Schlimmen, welche so gern immer Arges von ihrem Nächsten denken, weil sie selbst arg sind. Wir sollen also Klugheit mit der Tugend verbinden; aber nicht durch den Schein der Klugheit den völligen Mangel der Tugend verbergen. Seyd klug, steht in der Schrift, aber seyd ohne Falsch. Wir sollen also nicht

allein nichts Böses thun, sondern wir sollen auch etwas Gleichgültiges unterlassen, wenn es durch die Umstände uns in den Verdacht des Schlimmen bringen kann. Ich spreche nur vom Gleichgültigen, das an sich selbst weder gut noch böse ist. Denn etwas wirklich Gutes dürfen wir auch des Verdachtes wegen nicht unterlassen. Zum Beyspiel, es geht jemand oft des Nachts einen gewissen Weg, wo man glaubt, daß er keine gute Absicht habe; so soll er ihn nicht gehen, wenn seine Absicht nicht wirklich sehr gut und wichtig, sondern vielleicht nur gleichgültig ist: denn er muß den Verdacht vermeiden. Es kann ihm selbst und vielleicht auch andern schaden. Das verwickelt oft in gefährliche Weitläufigkeiten, und man kann zuweilen dabey den guten Namen verlieren, ohne wirklich etwas Böses gethan zu haben. Und nach einem guten Gewissen ist ein guter Name für jeden Ehrliebenden das größte Glück in der Welt. Wer oft mit schlechten Leuten zusammen ist, den wird man bald für ihren Gesellen halten; und wenn er auch

wirklich mit ihnen weiter keine Gemeinschaft hat. Sage mir, mit wem du umgehst, heißt das Sprüchwort, und ich will dir sagen, wer du bist. Vor Gott ist es genug, reines Herzens zu seyn; denn Gott siehet das Herz an. Aber die Welt kann nicht die Herzen prüfen, und muß oft nur nach dem äußern Schein urtheilen. Wer also den Schein gar zu sehr vernachläßiget, handelt nicht klug, handelt auch nicht gut und weise. Denn da wir mit Menschen umgehen müssen, sollen wir wissentlich den Menschen auch nicht die entfernteste Gelegenheit geben Böses von uns denken zu können.

Eben so große Behutsamkeit ist im Reden nöthig. Die Zunge ist ein kleines Glied, aber sie richtet viel Unheil an. Gedanken sind zollfrey, sagt man; das heißt: der Mensch darf über alle Dinge nach seiner Ueberzeugung, so wie er die Wahrheit zu erkennen glaubt, bey sich urtheilen; aber sein Urtheil und das Gedachte zu sagen und unbedachtsam ohne Unterschied darüber zu

sprechen, kann große oft sehr schädliche Folgen haben. Wir haben vielleicht selbst noch nicht die Sache recht eingesehen, und setzen sodann durch unsere Voreiligkeit und Ungeschicktheit andere in Verwirrung, aus der wir weder sie noch uns wieder herausbringen können. Wir glauben, etwas sey wahr, welches doch vielleicht nicht wahr oder nur halb wahr ist. Wir glauben etwas sey recht, welches doch nur unter gewissen sehr wenigen Umständen recht ist. Wir sind vielleicht gar nicht im Stande über alle Umstände zu urtheilen, und wagen es doch über die Sache selbst zu sprechen, als ob wir sie so gewiß und fest entscheiden könnten, wie zweymal zwey vier ist. Dadurch hat mancher große Verwirrung angerichtet und sich in große Gefahr gestürzt. Bedenke doch, was du sprichst! ist ein so gewöhnlicher Zuruf, eine so gewöhnliche Regel, daß man sie täglich vielmal hört; die aber desto öfter vergessen und vernachläßiget wird, je öfter man sie hört. Ein unbesonnenes Wort hat manchen ins größte Unglück gebracht. Er kann

seine Zunge nicht im Zaume halten, ist ein Vorwurf, den man einem Menschen mit Recht macht, welcher sich durch seine Heftigkeit oder Unbesonnenheit verleiten läßt, Dinge zu sagen, die er nicht beweisen kann, oder die in seiner Lage doch ihm nur schaden, ohne sonst jemanden zu nutzen. Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz, sagt der alte biblische Klugheitslehrer. Das erstreckt sich aber nicht so weit, daß wir zahm und furchtsam schweigen sollten, wo Recht und Ordnung will, daß wir sprechen. Ein Mann, der mit Muth, Standhaftigkeit, Klugheit und Mäßigung für sich und die Gemeine spricht, verdient den Dank und die Achtung aller seiner Mitbrüder, auch wenn er seinen guten, gerechten Zweck nicht erreichen und vielleicht für seine Offenherzigkeit leiden sollte. Gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit dürfen wir nicht allein, sondern wir sollen sprechen. Die höhere Obrigkeit wird und will uns schützen: es ist ihre Pflicht, so wie es unsere Pflicht ist ihr zu gehorchen und uns

mit Ehrerbietung gegen sie zu betragen. Aber Gerechtigkeit und Ordnung, Mäßigung und Klugheit müssen überall unsere Führerinnen seyn. Unnütze Worte verderben die Sache. Wir beleidigen oft durch ein übereiltes Wort bitter und ziehen uns unnöthig Feindschaften zu, die wir mit vieler Mühe kaum wieder aussöhnen können. Ueberhaupt ist das Vielreden selten ein Zeichen der guten Rede. Wenig reden und viel denken ist allezeit besser, als viel reden und wenig denken, wie das oft der Fall ist. Wo viel Worte sind, da geht es ohne Sünde nicht ab, da werden gewöhnlich manche Fehler gemacht. Daher ist ein Großsprecher nie in dem Ansehen, daß er viel Verstand und Muth habe.

Auch in unsern häuslichen Angelegenheiten und in Gesellschaften ist die äußerste Behutsamkeit der Zunge nöthig, damit wir uns nicht schaden oder durch Uebereilung und Unachtsamkeit Böses stiften. Ein Wort giebt das andere, sagt man im Guten; aber eben so oft giebt ein Wort das andere

im Schlimmen. Aus einer Freiheit wird oft Ausgelassenheit, aus der Ausgelassenheit wilder Muthwille, aus diesem Bitterkeit, aus dieser Beleidigung, aus der Beleidigung heftiger Zorn und großes Unglück. Der Sittenlehrer der Schrift kann nicht oft genug wiederholen: bewahre deine Zunge. Auch wird oft durch Leichtsinn im Reden, wenn auch nicht sogleich Unheil daraus entstehet, doch viel Schaden gestiftet. Viele ärgern sich vielleicht über unsittliche und unanständige Ausdrücke, die ein anderer im ungezogenen Muthwillen redet. Hier kann oft Unbesonnenheit so viel Böses anrichten, als die Bosheit selbst. Wehe dem Menschen durch welchen Aergerniß kommt; steht im Testamente. Vorzüglich ist es unverantwortlich, wenn viele so äußerst leichtsinnig sind, in dem Beyseyn von jungen unschuldigen Leuten oder Kindern ohne Scham und Gefühl für Sittsamkeit Unanständigkeiten zu sprechen. Das Unglück, das daraus entsteht, ist oft nicht zu zählen. Ein Zotenreißer ist ein verächtlicher Mensch, der jeder

gesitteten Gesellschaft Schande macht. Wer sich aber nicht vor Kindern schämt, der ist die Unverschämtheit selbst. Auch die Heiden gaben dieses Gebot, man solle Ehrfurcht vor den Kindern haben; das heißt, man solle in ihrer Gegenwart durchaus nichts thun und reden, was auf irgend eine Weise ihre jungen Seelen verderben könnte. Mancher sucht eine Ehre darin, daß eine Gesellschaft eben nicht gezogener Leute seinen schmutzigen Witz belacht: er sollte aber dabey bedenken, daß Vernünftige ihn verachten, und daß vielleicht selbst seine übeln Gesellen nur deßwegen froh sind, daß sie selbst noch nicht so unverschämt sind, als er sich durch seine Ungezogenheiten zeigt.

Von der Freude.

Freude, Gottes schöne Gabe,
Schmücket rund umher die Flur;
Von der Wiege bis zum Grabe
Lächelt Freude der Natur.

Zu des Schöpfers Heiligthume
Macht die Freude Wald und Au;
Freude blüht in jeder Blume,
Perlt in jedem Tropfen Thau.

Freundlich sinkt die Sonne nieder;
Freude strahlt ihr letzter Blick:
Majestätisch kommt sie wieder,
Bringt die Freude neu zurück.

Freude hauchen warme Düfte
Mit dem Frühling durch das Blut;
Freude wehen kühle Lüfte
In des Sommers hoher Glut.

Freude ruft nach dem Gewitter
Alles durch das weite Feld;
Freude scherzet um den Schnitter,
Der die schwere Garbe hält.

Freude wirbelt durch die Lauben
Aller Vögel Lustgesang;
Freude blicken Purpurtrauben
An des Hügels Rebengang.

Freude nickt mit vollen Aesten
Uns der Obstbaum freundlich nach;
Freude säuselt in den Westen,
Murmelt in dem Kieselbach.

Freude blitzet nach dem Sturme
Selbst des Winters Angesicht,
Wenn die Dole von dem Thurme
Traulich mit der Aelster spricht.

Freude jagt den Schwarm der Knaben
Auf dem Teich im raschen Lauf;
Und als Freunde ziehn die Raben
Ernst zum Fest mit ab und auf.

Freude treibt das muntre Mädchen,
Wenn der Sand im Glase sinkt,
Von der Nadel und dem Rädchen
Zu der Freundin, die ihr winkt.

Freude hallet von der Tenne,
Wenn der Schnee im Hofe flockt,
Und die Wirthin Hahn und Henne
Vor der Thür zum Futter lockt.

Freudig hüpft der Wiegenknabe
In dem Arm der Wärterin;
Freudig sieht der Greis am Stabe
Auf die kleinen Enkel hin.

Freude macht den guten Alten,
Wenn die Schwätzer seine Knie
Ungestüm umschlungen halten,
Selber wieder jung wie sie.

Freude, Gottes schöne Gabe,
Schmücket rund umher die Flur;
Von der Wiege bis zum Grabe
Lächelt Freude der Natur.

Alles durch die ganze Natur zeigt uns, daß der Mensch zur Glückseligkeit, zur Freude geschaffen ist. Die Sinne fühlen es, die Vernunft ruft es in uns und die Religion bestätiget es mit ihrem heiligen Ausspruch. Alles was ist soll glücklich seyn, soll Freude haben, so viel es genießen kann. Gott ist unser Vater, der Vater will seinen Kindern nur Wohlthaten geben. Gott ist die Liebe;

die Liebe theilt nur Freuden aus. Die reinsten, unschuldigsten, wohlthätigsten und dauerhaftesten Freuden sind die Freuden der Natur. Diese können wir auf dem Lande vorzüglich reichlich genießen. Jede Jahrszeit wechselt mit eigenen Geschenken; jede bietet ihren eigenen Genuß dar. Im Frühling ist die Erde ein Blumenteppich und die Luft ein Balsamhauch; alles wacht und lebt und wirkt von neuem. Wer sich da nicht freuen kann, muß sehr unglücklich seyn. Der Sommer giebt mit dem Heu und Getreide allerley herrliche erfrischende Früchte, und seine Arbeiten sind mit tausend Annehmlichkeiten durchwebt für alle, die sie genießen können. Der Herbst ist ein Segensbringer an Obst und Wein, reichlicher oder sparsamer, und oft in solchem Ueberfluß, daß wir aus Leichtsinn den Reichthum nicht mehr achten. Jeder Ort und jede Gegend giebt ihre eigenen Schätze, wenn der Fleiß der Menschen sie nur bauen und sammeln will. Die Hügel geben Trauben, die Thäler Obst und Erdfrüchte aller Art. Der Winter ist

die Ruhe des Jahres, aber dennoch reich an Freuden für jeden, der die übrigen Jahrszeiten that, was er thun sollte und des Winters nicht vergaß. Der Winter belebt die ganze Natur von neuem; er giebt Stärke und Kraft und Munterkeit und Thätigkeit zum kommenden Jahre. Wäre das Jahr ein beständiges Einerley, so würden uns bald Ueberdruß und vielleicht Ekel im Genusse stören. Aber der gütige Vater der Natur hat in seinen Geschenken die wohlthätigste Abwechselung. Alles kommt und geht und kommt wieder in seiner Reihe, mit immer neuer Verschönerung durch die wohlthätige Wirkung des Himmels und unsern eigenen Fleiß. Zur Freude ruft uns also alles was wir hören; winkt uns alles, was wir sehen. Der wäre höchst undankbar gegen den Himmel, der sein Herz der Freude verschließen wollte. So wie ein froher glücklicher Vater nichts lieber sieht, als wenn seine ganze Familie um ihn her versammelt sich freuet, so blickt Gott gewiß mit dem größten Wohlgefallen auf alle seine

Geschöpfe herab, wenn alle mit froher dankbarer Seele das Glück genießen, zu welchem er sie geschaffen hat. Aber unsere Freude muß menschlich, muß vernünftig und mäßig seyn. Wer nur die Sättigung und den Rausch der Sinne kennet und darin seinen ganzen Genuß setzet, ist noch nicht der hohen Vorzüge werth, die ihm der Himmel gegeben hat. Die Sinne dürfen die Freude mit genießen; denn der Himmel hat sie uns auch gegeben, indem er uns zu Menschen schuf: aber die vernünftige Seele muß beständig am Ruder sitzen, um alles zu ordnen und zu sichern, damit die Sinnlichkeit nicht den Meister spiele und allen Genuß für Gegenwart und Zukunft verderbe, anstatt ihn zu erhöhen. Die Freude wird wohl zuweilen laut, bricht wohl in ihrem Strome des Frohsinns in Gesang aus. Niemand darf und wird das tadeln, wenn er auch nicht selbst immer mit einstimmen kann. Aber wenn die Lust zu ausgelassener Wildheit, der fröhliche Gesang zum widerlichen übertosenden Lärm

wird, so verschwindet das schöne Geschenk des Himmels, die Freude, und es tritt oft Verdruß an ihre Stelle. Wer in seinem Genusse Sittsamkeit, Mäßigkeit und vernünftige Besinnung vergißt, ist jeder ordentlichen Gesellschaft eine Schande; und man schämt sich seiner mit Recht und sucht ihn zu vermeiden, wenn man ihn nicht bessern kann. Ein muthwilliger Freudestörer ist nie ein guter Mensch; und derjenige muß gewiß sehr unglücklich oder sehr böse seyn, dem eine unschuldig frohe Gesellschaft nicht Theilnahme an ihrem Vergnügen einflößt. Wer frohen Sinn hat, suche diesen frohen Sinn zu erhalten. Mit Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, Fleiß und Erfüllung aller seiner Pflichten ist man beständig zufrieden, und die Heiterkeit verläßt nie ganz. Jede Lebenszeit so wie jede Jahrszeit hat ihre eigenen Freuden. Das Kind, der Knabe, der Jüngling, der Mann, der Greis haben sie; und wohl dem Alten, der noch mit grauem Haupte Antheil an den Freuden der Jugend nehmen und sie durch ernste Zurechtweisung

ordnen und befördern kann. Der wahren reinen Natur darf sich niemand schämen. Wer den Geschmack daran verloren hat, der ist schon fast für die Welt, für seine Freunde und für sich selbst verloren. Wenn man einen recht unglücklichen Mann nennen will, so sagt man wohl, er hat alle Freude verloren. Möchte unter unsern guten Bekannten kein einziger solcher seyn: und wenn je einer ist, so wollen wir mit brüderlicher Theilnahme durch jedes Mittel ihn zu erheitern suchen. Er lernt sich wieder freuen, sprechen wir, wenn wir die sichere schöne Hoffnung der Genesung von einem Kranken geben wollen, er leide an der Seele oder am Körper. Der Himmel mag denen verzeihen, welchen es ein Vergnügen ist, die Freuden der Menschen zu zerstören; wir wollen sie bedauern.

Von der Traurigkeit und dem Leiden.

So viel Freude und Genuß uns auch der Himmel giebt und bereitet, so ist doch das Leben nicht ohne Leiden. Der Kelch des Lebens ist nie ohne Mischung von Bitterkeit; selbst der Glücklichste kostet das Loos der Menschlichkeit. Der Mensch ist ein unvollkommenes Geschöpf: Unvollkommenheit erzeugt Schwachheit; Schwachheit Fehler; Fehler bringen Beschwerlichkeiten; eine Beschwerlichkeit wird Ursache von andern: und endlich wird zuweilen das Leben, verschuldet oder unverschuldet, eine Kette von Ungemach, deren ersten Grund wir kaum finden können. Und wenn wir die Klugheit der Engel und ihre Tugend hätten, würden wir doch nicht ganz ohne Leiden seyn; denn auch Engel sind nicht unendlich. Nur der Unerschaffene allein ist rein und von sich selbst und durch sich selbst ewig vollkommen und ewig nothwendig selig. Als Menschen müssen wir also Leiden erwarten, uns als

Christen darauf vorbereiten mit Muth und Stärke und Geduld, sie annehmen mit Gelassenheit und tragen mit Standhaftigkeit. Haben wir sie verschuldet, so lernen wir daraus Weisheit und Vorsichtigkeit, um sie inskünftige zu vermeiden: sind wir uns keiner Schuld bewußt, so unterwerfen wir uns mit Ruhe der allgemeinen Fügung des Himmels und glauben, daß wir als Menschen nicht ganz ohne Leiden seyn können, und daß doch endlich Gottes Güte noch alles zu unserm Besten führen werde. Obgleich dieses Leben kein Jammerthal ist noch seyn soll, so kann es doch, unserer endlichen Natur nach und als eine Vorbereitung auf einen künftigen weit vollkommenern Zustand, nicht ohne manches Uebel seyn. Aber alles Uebel wird sich zum Guten lösen: und es hängt von uns ab, dadurch nach der Absicht Gottes weiser und stärker und besser und hier schon vollkommener zu werden. Wir dürfen also nicht glauben, daß Unglücksfälle und ungewöhnliches Elend willkührliche grausame Strafen Gottes sind. Gott straft kein Ge-

schöpf, um es elend zu machen: er ist kein Mensch mit Zorn und Leidenschaft. Wenn wir sagen, Gott zürnt, so ist das sehr menschlich gesprochen, und heißt nur: Gott will die Menschen durch nothwendige natürliche Folgen ihrer Vergehungen und Laster, wie ein Vater durch heilsame Züchtigung, zur bessern Einsicht bringen, damit sie nicht ferner den Weg der Tugend verlassen und für sich und andere in der Welt Unglück stiften. Manche Leiden sind schon so nothwendig mit der menschlichen Natur verbunden, daß wir sie als ein Loos unserer Sterblichkeit nehmen müssen. Eben deßwegen sind wir hier nur Menschen, das heißt Geschöpfe, die eben diese Naturen, eben diese Fähigkeiten, eben diese Freuden und Leiden haben und haben sollen. Gottes Rathschluß ist der beste; und kein Sterblicher hat ihn ganz durchschaut.

Wir mögen so aufmerksam über unsere Gesundheit wachen, als wir nur können, irgend ein Zufall kann uns eine mehr oder weniger gefährliche Krankheit zuziehen, die mit mehr oder weniger Schmerzen verbunden

ist. Es ist menschlich; das ist allerdings ein gründlicher Trost. Wer ist so kühn und vermessen, eine Ausnahme von dem allgemeinen Loose nothwendig machen zu wollen. Unsere Väter sterben, wie ihre Väter gestorben sind; und wir selbst werden sterben, wie unsere Väter. Der ist gefühllos, der dann dem Loose der Menschlichkeit keine Thräne der Rührung und Wehmuth zollen kann. Aber dieses Loos ist menschlich, und die Thräne ist es auch. Trauern dürfen wir; denn es liegt in der Natur. Der Himmel selbst führt Zufälle herbey, wo die Wehmuth unwillkührlich in unser Herz dringt und die Thräne unbemerkt in unser Auge tritt. Trauern führt zum Ernst, Ernst zum Nachdenken, Nachdenken zur Weisheit und Weisheit zur Glückseligkeit. Wir sollen aber nicht die Traurigkeit bey uns so herrschend werden lassen, daß wir dadurch unser Leben verseufzen, die Kräfte unserer Seele und unsers Körpers schwächen, unsere Pflichten vergessen und uns und unsere Familie und Freunde mit uns unglücklicher machen, als

wir sonst wären. Wir sollen durch Unglück Muth sammeln, aber uns nicht niederschlagen lassen. Unglück bildet den Menschen oft zur Tugend, den das Glück fast verzogen hatte. Alles was der Himmel uns schickt, sollen wir zu unserer Besserung und Befestigung im Guten nützen. Der Mensch, der sich in Glück und Unglück nicht mäßiget und sich nicht gleich bleibt, sieht das Leben und die Dinge des Lebens noch nicht mit rechten Augen an. Wir sollen nicht hart und unempfindlich seyn; aber der Schmerz soll uns nicht völlig niederschlagen, daß wir nicht uns selbst und unsere Freunde und alle, denen wir Pflichten schuldig sind, darüber vergessen. So wie die Freude größer wird durch Theilnahme, so wird der Schmerz kleiner. Es ist also Menschlichkeit und Christenpflicht den leidenden trauernden Bruder durch Freundschaft aufzurichten, seinen Kummer zu theilen und ihn zu zerstreuen; alles aufzusuchen, was ihm seine Leiden erleichtern und vergessen machen kann, mit Rath und That ihm beyzustehen, damit

der Gram nicht in seiner Seele herrschend werde. Tröstet einer den andern, sagt Paulus, der tief aus dem Herzen des Menschen heraus und deßwegen wieder tief in das Herz des Menschen spricht. Wer des Traurenden spottet, dessen Seele ist hart wie ein Kiesel, und nicht werth, daß der Himmel ihm Freude gebe. Es giebt Unglücksfälle, wo sich Vernunft und männliche christliche Tugend bald faßt. Den Verlust des Vermögens vermindert der Gute durch innere Zufriedenheit, durch neuangestrengten Fleiß und Mäßigkeit. Ueber eine geringe Ernte tröstet die Hoffnung der künftigen. Gegen Bosheit und Verleumdung schützt ein gutes Gewissen und die Freundschaft der Rechtschaffenen; gegen Ungerechtigkeit die frohe Ueberzeugung, daß es besser sey, Unrecht zu dulden als zu thun, und daß wir nicht so böse handeln würden. Aber es giebt Schläge des Schicksals im Leben, die das Herz tiefer verwunden, und desto tiefer verwunden, je besser und gefühlvoller es ist. Die gewöhnlichen traurigen Begebenheiten des Lebens, der Tod geliebter

Aeltern und Gatten, hoffnungsvoller freude-versprechender Kinder, an denen jetzt schon die ganze Zärtlichkeit des Vaters und der Mutter hing, rühren die Seele auf lange Zeit mit unüberwindlicher Wehmuth, und jeder Gedanke, jede Erinnerung ist ein neues trauriges Gefühl. Untreue der Freunde, für deren Rechtschaffenheit wir fast mit unserer eigenen gebürgt hätten, und Betrug von Personen, die wir so innig liebten, so hoch schätzten; dieses alles sind Erfahrungen, die das Herz der edelsten Menschen mit Traurigkeit und zuweilen mit vieler Bitterkeit füllen. Diese Erfahrungen sind auch der Probestein unserer Vernunft und unseres Glaubens an Tugend und Vorsehung. Es ist freylich höchst traurig und niederschlagend, wenn wir Menschen, die wir sehr lange Zeit und fest für gut und redlich hielten, auf einmal sehr schlimm finden; wenn wir sehen, daß diejenigen, die wir für gerecht hielten, höchst ungerecht, die wir für leutselig hielten, höchst grausam, die wir wohlthätig glaubten, höchst eigennützig sind: und es ist schwer, nicht in

den Glauben zu verfallen, alle Menschen seyen nichts werth, da uns diejenigen betrogen, die wir für die besten hielten. Aber wir dürfen in unserm Schmerz, in unserm Unmuth nicht selbst ungerecht werden. Wie klein und eingeschränkt ist unsere Bekanntschaft. Es giebt der guten Menschen gewiß noch recht viele; und selbst unter den Schlimmen ist selten einer so schlimm, als man von ihm glaubt. Wir wollen unsern Schmerz und unsere Unzufriedenheit also auch in dieser Rücksicht zu mäßigen suchen. Jeder mag seine Gesinnungen und seine Handlungen verantworten. Der Himmel kennt das Herz eines jeden, und wird ihm endlich geben, was er verdient.

Wir wollen die Betrübniß und die Traurigkeit so viel wir können zu vermindern uns bemühen. Jeder Unglückliche soll bey uns Zuflucht, jeder Leidende bey uns Theilnahme, jeder Trostbedürftige aufmunternde Zusprache finden. Leiden sind nicht die Absicht des Himmels, aber oft heilsame Mittel, die Menschen so gut, so vollkommen und end-

lich so glücklich zu machen, als sie werden können. Keiner unserer Freunde soll in trüber schwermüthiger Einsamkeit seinem Schmerze nachhängen; wir wollen ihn zu erheitern und ihn für die Freude empfänglich zu machen suchen. Und wo der Schmerz eines Unglücklichen unheilbar ist, so wollen wir eine Thräne des Mitleidens mit ihm weinen, und ihm wenigstens so viel Trost und Linderung verschaffen, als er in seinem Zustande haben kann.

Wer seinen Bruder leiden sieht
Und, kalt bey seinem Leiden,
Sich ihm zu helfen nicht bemüht,
Verdienet keine Freuden:
Wer nicht ein Mensch mit Menschen ist,
Ist noch viel weniger ein Christ.

Wir wollen nie vor Gram und Schmerz
Des Nächsten uns verschließen,
Und, wo wir können, in sein Herz
Trost, Muth und Labung gießen:
Denn glücklich, glücklich ist der Mann,
Der Kummervolle trösten kann.

Wer in ein Haus, wo Trauern war,
Die Freude wieder bringet,
Den segnet dort der Sel'gen Schaar,
Die schon am Throne singet,
Wenn von des Leidenden Gesicht
Nun nur des Dankes Thräne spricht.

Vom Muthe.

In allen Lagen des Lebens ist Entschlossenheit und Muth oft nöthig, manchmal unentbehrlich, und immer höchst nützlich. Muth ist eine ausgezeichnete Gabe des Mannes, die man bey ihm voraussetzt und verlangt. Ein Mann, der keinen Muth besitzt, gilt kaum für einen Mann; und selbst die Weiber können ihm ihre Geringschätzung kaum verbergen. Muth braucht nicht allein der Kriegsmann, der Reisende, der Handwerker in gefährlichen Arbeiten; jeder Mensch braucht Muth bey vielen Vorfällen des Lebens. Wir können die Gefahren nicht voraussehen, in welche wir gerathen wer-

den. Nur Muth rettet in Gefahr; entfernt oder überwindet sie. Wo mehr Stärke ist, da setzt man auch mehr Muth voraus. Der Muth ist Vertrauen auf seine Kräfte, Seelenkräfte oder Kräfte des Körpers. Man fordert also von dem Manne mehr Muth als von dem Weibe, weil er der stärkere ist: und wenn die Frau mehr Muth hat, so ist es ein Beweis, daß sie die stärkere ist; wenigstens an Geist. Meistens thut Geistesstärke mehr als Körperkraft. Der Mann soll nicht allein seines Weibes, sondern seiner ganzen Familie Schutz und Vertheidiger seyn: ohne Entschlossenheit und Muth wird er diese Pflicht sehr schlecht erfüllen. Den Muthlosen schlägt die kleinste Gefahr nieder, und er sieht oft die nächsten leichtesten Mittel zur Rettung nicht. Er hat den Muth verloren, sagt man von einem Menschen, der sich gar nicht mehr dem Unglück entgegen stemmen kann und der also alle Aussichten auf Glück durch eigene Kleinmüthigkeit aufgegeben hat. Ein solcher Mensch hat die Würde des Men-

schen verloren. Mensch seyn, heißt mit Vernunft und Kraft arbeiten und wirken, und durch sein Wirken etwas Gutes zu erreichen hoffen und den Ausgang der wohlgemeinten Arbeit dem Lenker des Schicksals überlassen. Wer nicht mehr wirkt und arbeitet und hofft, ist fast zur Maschine geworden. Beklagenswerth sind die Menschen, die durch widrige Schicksale sogleich kleinmüthig werden, die sodann in Traurigkeit, Furcht und Unthätigkeit versinken: und es ist unsere Pflicht, die wir nicht so schwach sind, sie so viel als möglich durch unsere Standhaftigkeit mit aufrecht zu halten.

Muth ist zwar ein Geschenk der Natur; und wem die Natur dasselbe versagt hat, der wird es sich nie in einem hohen Grade erwerben: aber wir können doch durch Vernunft und Uebung, durch Anstrengung und Abhärtung, durch Bekanntmachung mit Gefahren und glücklicher Ueberwindung derselben, nach und nach uns eine Festigkeit verschaffen, die dem natürlichen Muthe oft nichts nachgiebt. Noth bricht Eisen, sagt

man, und Gefahr giebt Muth. Es ist aber immer ein mißliches Unternehmen sich durch wirklich große Gefahren erst Muth erwerben zu wollen, in welche wir schon Muth mitbringen sollen. Jeder Mensch hat natürlichen Muth; nur wird er bey manchen in der Jugend genährt und ausgebildet, und bey manchen gedämpft und erstickt. In der Jugend muß dem Knaben Muth eingeflößt werden, der ihn als Mann einst zeigen soll. Wenn das Kind und der Knabe mit übertriebener Aengstlichkeit vor jedem raschen Schritte gewarnt werden, wenn die Mutter ihn nicht von der Hand und dem Gängelbande lassen will, wenn man ihn mit Ammenmährchen, Gespenstergeschichten und allen Albernheiten des Aberglaubens überall einzuschränken sucht, und dadurch seine junge empfängliche Einbildungskraft auf sein ganzes Leben krank macht; wenn jeder Fall, jedes Stolpern, jeder wunde Finger und jede blutige Nase kläglich betrauert und mit furchtbaren Beyspielen aller Art begleitet wird, so wächst die Furcht mit den Jahren, wie der Muth gewachsen

wäre; und es ist dann zu spät, wenn man endlich den Jüngling die mädchenhafte Banigkeit durch Vernunftgründe benehmen will. Der Knabe soll Muth haben und ihn nähren und wachsen lassen. Es ist ein muthiger Knabe, sagt man mit Vergnügen von einem Kleinen, der in seinen Kinderspielen schon zeigt, daß er einst ein fester, ernster, entschlossener Mann seyn werde. Die Natur wird schon selbst warnen, und zu rechter Zeit gegebene Vorstellungen und Zurechtweisungen werden die jugendliche Hitze schon mäßigen. Es ist immer besser, man hat einst den Zügel nöthig, als den Sporn: man kann das Feuer eher dämpfen als anfachen; den Muthigen eher zurückhalten als den Furchtsamen vorwärts bringen.

Daß die Weiber nicht den Muth der Männer haben, liegt in der Natur, und es ist weise Absicht der Natur. Ihr Bau ist feiner und zärter; ihre Geschäfte sind mehr häuslich und wirthlich: sie sind nicht zu großen Unternehmungen bestimmt. Ein Weib kann des Muthes eher entbehren, als ein

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Mann: er würde ihr oft nicht einmal zur Ehre gereichen. Wir wollen gewiß keine Frau loben, wenn wir von ihr sagen: sie ist ein wahrer Dragoner von einem Weibe. Schüchternheit, Besorglichkeit und etwas Furchtsamkeit liegen in dem Wesen der Weiber; und der Himmel hat dieses sehr weise eingerichtet; denn diese Schwachheiten sind sehr genau mit den weiblichen Tugenden der Sittsamkeit, der Schamhaftigkeit und Sanftmuth verbunden. Aber wenn diese Furchtsamkeit in erschütternde Aengstlichkeit ausartet, so ist sie auch dem Weibe schädlich und selbst bey dem Weibe lächerlich: und das Weib muß sodann sich durch vernünftiges Nachdenken davon los machen und etwas Entschlossenheit und Unerschrockenheit zu erhalten suchen. Dieß ist nöthig, zumal bey uns auf dem Lande, wo die meisten Arbeiten immer etwas beschwerlich sind, und es manche Gelegenheit giebt, wo auch Frauen durch ihre Kleinmüthigkeit und Bangigkeit zu ihren Pflichten ungeschickt werden. Muth ist zu allen Dingen gut; aber der Muth

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

des Weibes bestehet mehr in stiller Ruhe und Gelassenheit, und williger Folgsamkeit, wo die Nothwendigkeit irgend etwas gefährliches herbeyführt, das überstanden werden muß. Der Mann soll durch seine stärkere Vernunft und durch seinen höheren Muth den Muth des Weibes unterstützen; und wenn die Frau in seinen Gründen und seiner festen Entschlossenheit Beruhigung findet, so ist das alles, was man von ihr erwarten kann.

Von der Zufriedenheit mit unserm Zustande.

Es ist eine allgemeine Bemerkung durch alle Stände der Welt, daß fast niemand mit seinem eigenen Zustande durchaus ganz zufrieden ist. Wenn dieses bloß eine regsame innerliche Unruhe ist, daß wir uns in unserer Lage noch besser befinden könnten und also besser seyn sollten; wenn wir uns also bestreben immer besser zu werden, um uns

immer besser zu befinden; so verdient dieses keinen Tadel. Es ist dieser Wunsch und dieses Bestreben vielmehr ein Geschenk des Himmels, und soll immer fortdauern, um uns zu beständiger Thätigkeit anzutreiben und zu weitern Fortschritten anzuspornen. Wenn aber daraus ein peinliches Mißvergnügen entstehet, wenn wir dadurch verdrossen zu unsern Pflichten werden; wenn wir das nicht froh genießen, was wir haben, weil wir ängstlich nach dem geitzen, was wir nicht haben und auch vielleicht nicht erhalten können; so ist dieses eine thörichte Selbstplage, Vergiftung unserer besten Freuden und die Quelle vieles Unglücks für uns und andere.

Der Himmel hat das Ganze geordnet und jedem seine Stelle angewiesen, auf welcher er stehet. Wer seine Lage in der Welt selbst gewählt hat, der hat seine Freyheit gebraucht und hat dadurch über sich selbst bestimmt. Ist es nun nicht Kurzsinn und Kleinmuth, Mißvergnügen darüber zu haben, was man doch mit freyer Willkühr sich selbst

ausgesucht hat? Wer die eigene Wahl nicht hatte, muß glauben, der Himmel habe für ihn gewählt; und der Himmel sorgt für alle seine Kinder gut, wenn nur jedes die Mittel brauchen will, die ihm der Himmel zu seinem Glück in seiner Lage angewiesen hat. Wer mit seinem eigenen Willen unzufrieden ist, ist ein Thor; wer aber wider den Willen und die Weisheit des Himmels murret, ist ein Ruchloser. Vernunft, Tugend, Arbeit, Mäßigkeit, Vertrauen auf Gott, der unser Vater und allgemeiner Versorger ist, sind in jeder Lage Mittel, ein ruhiges und zufriedenes Herz zu bekommen und zu erhalten.

Kein Stand in der Welt ist ganz ohne Unannehmlichkeiten; wir sind überall Menschen und haben überall mit Menschen zu thun. Es kann durchaus nicht alles nach unserm Willen gehen. Das allgemeine Loos der Menschheit ist eine Mischung von Freuden und Leiden, Anmuth und Bitterkeit: wenn der Mensch verständig ist, so wird immer der Freuden und der Anmuth mehr seyn, als der Leiden und der Bitterkeit. Die

meisten Unannehmlichkeiten in der Welt sind doch unser eigenes Werk. Wir sollen also darauf denken, sie zu entfernen, und nicht deßwegen über das Schicksal murren. Es ist eine allgemeine Seelenkrankheit der Menschen, andere für glücklicher zu halten, als sich selbst. Schon dieser Gedanke zeigt von Schwachheit; und in so fern ist man freylich nicht glücklich, weil man so schwach ist zu glauben, daß man es nicht ist. Aber wer daraus Veranlassung und Ursache zum Trübsinn, zum mürrischen Wesen, zur herrschenden Unzufriedenheit nimmt, der verräth bey seiner Schwachheit noch Bösartigkeit. Wir sollten uns freuen, wenn andere glücklicher wären, als wir selbst sind. Aber das ist doch meistens nicht der Fall. Das Glück eines jeden liegt in seinem Gefühl, in seiner Ueberzeugung. Und dieses Gefühl, diese vermeintliche Ueberzeugung ist bey den meisten Menschen, die wir wegen ihres Glücks vielleicht beneiden, weit peinigender und quälender als bey uns selbst. Wir pflegen oft die Reichen und Vornehmen zu beneiden,

und haben wirklich gar nicht Ursache. Der Reichthum könnte zwar viel zur Vermehrung des irdischen Glücks beytragen; aber er trägt selten viel dazu bey. Mit ihm kommen Sorge, Furcht, Mißtrauen, oft Langeweile und Grillen; oft wohl gar Hartherzigkeit und Geitz. Alle diese Thorheiten bringen keinem Menschen Gutes, und machen dem Besitzer am meisten das Leben schwer. Mancher, der Geld und Gut die Menge hat, weiß vor Angst nicht, was er mit seiner Zeit anfangen soll, verfällt aus einer Thorheit in die andere und verschwendet endlich Zeit und Geld ohne Sinn, und hat dafür nichts, als bittere Reue. Den Vornehmen quälen seine Geschäfte, seine Feinde, deren er immer mehr hat, als ein Geringer, seine Plane, sein Ehrgeitz; und quälen ihn desto mehr, je empfindlicher er gegen alles ist. Daher findet man nirgends mehr mißvergnügte und unzufriedene Leute aller Art, als unter den Reichen und Vornehmen: denn es hat niemand mehr Zeit und Gelegenheit, so viel Grillen zu sammeln, die Einbildung so

zu beschäftigen, so viele unnütze Dinge anzufangen und mit so vielen Thorheiten sich zu beschäftigen. Es ist daher sehr gewöhnlich, daß man diese Reichen und Vornehmen eben in dem Mißmuth und dem Gefühl ihres erträumten Unglücks und ihrer selbstgeschaffenen Leiden sagen hört, es sey doch niemand so glücklich, als der Bauer und der Landmann. Ihr Wunsch ist eben so übereilt und unüberlegt, als wenn der Landmann sie beneidet. Die Thorheit ist auf beiden Seiten gleich groß. Jeder könnte und sollte sich in seiner Lage sehr wohl befinden, ohne eine gehäßige Vergleichung anzustellen. Der Vernünftige steht an jeder Stelle gut, wo er sich selbst oder wo ihn die Vorsehung hingesetzt hat. Der Unzufriedene sucht die Zufriedenheit überall vergebens. Der Vernünftige hat nicht mehr Bedürfnisse, als er Mittel hat sie zu befriedigen; und der Unverständige fände in dem Besitze aller Schätze der Welt nicht Mittel genug allen seinen Thorheiten und Gelüsten Genüge zu thun. Wir Landleute haben in unserer Lebensart

schon das beste Mittel gegen das Mißvergnügen. Arbeit und Anstrengung den ganzen Tag läßt keine Grillen aufsteigen, würzt eine einfache mäßige Mahlzeit und bringt einen ordentlichen gesunden Schlaf. In der Stadt ist es keine bloße Höflichkeit, wenn man sich beständig gegenseitig fragt, ob man wohl geschlafen habe, weil wirklich dort viele aus mancherley Ursachen oft sehr übel schlafen. Es ist daher den Städtern meistens eine wahre Wohlthat, uns auf dem Lande oder vielmehr nur das Land besuchen zu können, weil da die schöne herrliche Natur ihnen doch einige Bewegung abnöthiget und sie also zwingt, sich etwas besser zu befinden. Der weiche Pfühl des Reichen ist oft mit mehr Angst und Kummer und Sorge bestreut, als das harte Lager des Tagelöhners, der die Augen schon zum sanften Schlafe schließt, wenn er sich kaum hingestreckt hat. Gesetzt auch unsere Lage hat manche Beschwerlichkeiten, wie es denn nicht anders möglich ist, so machen wir durch Mißmuth und Aergerniß nichts

besser, aber wohl vieles, ja fast alles schlimmer. Unser Herz wird ganz verstimmt; es ist uns kein Genuß mehr Genuß; Verdrossenheit und Trägheit setzt sich in unserm ganzem Wesen fest: die Hoffnung fühlen wir nur mit ihrer ängstlichen Märter und nicht mit ihrer lindernden Stärkung; und wenn sie fehl schlägt, so ergreift uns verzweifelnde Kleinmüthigkeit, aus der uns kaum alle Kraft der Vernunft und Religion herausheben kann. Mit Heiterkeit haben wir schon in dem Gegenwärtigen, sey es noch so klein und geringe, unendlich viel frohen Genuß für uns und die Unsrigen. Die Zukunft wird helle, weil unsere Seele ein heller Spiegel ist. Soll etwas irgendwo geändert und gebessert werden, so bessert man es immer nur mit Muth und frohem Sinn. Weisheit und Tugend ist in jeder Lage, in welche uns die Vorsehung setzt, der sicherste Weg, unser Glück und unsere Zufriedenheit zu finden. Daß in dem Umfange des Landlebens auch wirklich mehr wahrer Genuß und wahre Freude herrscht, beweiset, bey aller

unserer Einfalt des Lebens, schon der erste Anblick des Volks. Es ist bey uns im Ganzen mehr Gesundheit, mehr Munterkeit, mehr Kraft, mehr Thätigkeit: warum sollte nicht auch mehr Zufriedenheit seyn? Mürrisches Mißvergnügen ist Versündigung an unserer Vernunft und an dem Schöpfer, der uns diese Vernunft und so viele herrliche Geschenke gegeben hat, täglich bereitet und immer zu geben verheißet.

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre froh, was du nicht hast:
Ein jeder Stand hat seinen Frieden;
Ein jeder Stand hat seine Last.

Von den Pflichten gegen andere überhaupt.

In der Schöpfung Gottes ist überall Ordnung und Schönheit; überall deutliche Absicht, daß er nur das Glück aller seiner Geschöpfe will. Wer diese Ordnung störet,

diese Schönheit entstellt, der ist der Verderber seines eigenen Wohls, der Beleidiger der Majestät Gottes. Wir fühlen alle und beständig in uns das Bedürfniß und den Wunsch, daß es uns immer wohl gehe; wir wenden dazu jedes Mittel an, das uns unser Verstand zeigt. Wir verlangen, daß uns niemand in der Erreichung unserer Absichten stören soll; und wir verlangen das mit Recht. Gott hat uns zu vernünftigen und glücklichen Geschöpfen geschaffen; und das wollen wir seyn. Aber Gott hat auch alle übrigen Menschen, die uns in allen ähnlich sind, zu vernünftigen und glücklichen Geschöpfen geschaffen; und sie wollen das auch seyn. So wie sie uns also in der Erreichung unserer erlaubten Absichten nicht stören dürfen, so dürfen wir sie auch in der Erreichung der ihrigen nicht stören. Sie haben die nehmlichen Bedürfnisse, die nehmlichen Fähigkeiten, die nehmlichen Gedanken; sie sind uns ganz gleich; sie sind Geschöpfe des nehmlichen Gottes; sie haben das nehmliche Recht. Jedermann fühlt die Verbindlichkeit

der Pflichten, die ihn gegen andere binden; aber jedermann kann sie auch leicht sehen und begreifen, wenn er nur mit etwas Aufmerksamkeit nachdenken will. Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das sollst du ihnen auch nicht thun: das ist ein alter, goldener, ewig wahrer Ausspruch, den die Weisen und Sittenlehrer aller Zeiten und aller Völker auf mancherley Weise aber immer mit dem nehmlichen Sinn ausgedrückt haben. Er enthält den ganzen Grund unserer Pflichten gegen andere, wie wir sie uns nur denken können. Gott will, es soll alles Ordnung und Wohlstand seyn: beides kann nicht bestehen, wenn jeder den andern in seiner Ordnung und in seinem Wohlstande beeinträchtigen wollte. Gott ist die unendliche Vollkommenheit und allerhöchste reine Ordnung; wir sollen ihm so viel, als in unsern Kräften stehet, nacheifern: denn wir sind nach seinem Bilde geschaffen; er hat uns Vernunft und Liebe und Mitempfindung gegen alle unsere Mitgeschöpfe gegeben. Kein Stern hemmt den andern in seiner

Laufbahn; Millionen große Weltkörper gehen neben und zwischen einander mit der schönsten Eintracht, und bilden Jahrtausende und Jahrtausende das große, herrliche, glänzende, uns unbegreifliche Weltgebäude. So soll es auch auf der Erde gehen; wie im Großen, so im Kleinen: und so kann es gehen. Das Ganze ist gleichsam ein schönes wohlgeordnetes Gebäude, wo jeder Theil in seiner Art gut und schön ist, aber es nicht bloß für sich allein ist, sondern auch die übrigen zweckmäßig mit unterstützet und sie wenigstens auf keine Weise hindert. Alles ist mit Weisheit und Kunst in einander gefügt; alles ist zu einer allgemeinen Absicht abgemessen; alles thut seinen Dienst, nichts ist überflüssig oder unnütz. So soll es unter den Menschen seyn; und so könnte es seyn, wenn jeder in seiner Lage alle seine Pflichten treu erfüllen wollte. Wer die Verbindlichkeit seiner Pflichten läugnen wollte, der gäbe durch diesen ruchlosen Unsinn auch allen Uebrigen die Freiheit, sich gleichfalls von den ihrigen los zu machen.

Und was entstånde daraus? Alle Ordnung verschwånde, alle Bande zerrissen, alle Sicherheit wåre verloren: Gewaltthåtigkeit, Verwůstung und Greuel wůrden herrschen, wie wir zuweilen in Låndern sehen, wo die Gesetze auf eine Zeit gar keine Kraft haben. Unsere Pflichten entspringen aus der ewigen Einrichtung der Natur und unseres Wesens; sie sind die einzigen Stůtzen unserer Sicherheit und unserer irdischen Wohlfahrt. Wer sich von seinen Pflichten los sagen wollte, sagte sich von seiner Vernunft los, sagte sich los von allen Ansprůchen auf die Rechte, welche er als Mensch hat. Die Pflichten sind fůr alle, binden alle; aber sie sichern auch alle, schůtzen alle. Die Pflichten, die uns gegen andere obliegen, liegen auch andern ob gegen uns. Sie sind Menschen wie wir. Wir kőnnen in der Hauptsache auf die nehmliche Weise und durch die nehmlichen Mittel glůcklich werden, durch gegenseitige Tugenden. Pflichten sind keine Lasten; denn ohne sie wåren wir elend. Es giebt vielleicht Fålle, wo sie Beschwerden zu

seyn scheinen; aber meistens liegt die Beschwerde nur in unserer Kurzsichtigkeit. Eine kleine Mühe, mit welcher wir uns vor unendlichen unabsehbaren Uebeln in Sicherheit setzen, ist eine sehr wohlthätige Mühe. Unsere Vernunft gebietet alle Pflichten, und die Religion heiliget sie. Wir wollen also als vernünftige Geschöpfe alle unsere Pflichten und alles, was denselben zuwider ist, kennen lernen, um nie etwas nur in Gedanken zu unternehmen, was das Glück unserer Mitbrüder stören könnte, und dadurch nothwendig unser eigenes in Gefahr setzen müßte.

Von der Gerechtigkeit.

Die erste, größte, vorzüglichste Hauptugend, welche alle übrigen in sich begreift, ist die Gerechtigkeit. Ein Mann, der nicht gerecht ist, kann keine der andern Tugenden nur in einigem Grade besitzen. Die ganze Pflichtenlehre könnte man in die beiden Gebote fassen: sey gerecht gegen dich selbst, und

gegen andere. Wer gerecht ist, ist es gegen alle; gegen andere, wie gegen sich selbst. Es ist niemand gegen sich selbst gerecht, der es nicht gegen andere ist. Die Wage der Gerechtigkeit ist durchaus richtig, unbestechlich gleich. Laß jedem das Seine; nimm ihm nichts auf keine Weise; weder durch Dieberey, noch durch gewöhnlichen Betrug, noch durch List, noch mit dem Schein des Rechts. Die große allgemeine Wichtigkeit dieser Pflicht erhellet aus der einmüthigen Uebereinstimmung aller Nationen des Erdbodens, der alten und der neuen, der rohen und der gesitteten. Die Verwaltung und Aufsicht über öffentliche Gerechtigkeit machte bey allen den ersten Artikel ihrer bürgerlichen Einrichtungen aus. Alle übrigen Pflichten überließ man mehr der Weisheit und Klugheit der Familienväter und der Gewissenhaftigkeit eines jeden Einzelnen: die Gerechtigkeit, ohne welche durchaus gar keine Gesellschaft bestehen kann, war überall eine Sache des gemeinen Wesens. Alle Gebote in der

Gesetzgebung Moses, nachdem er das Grundgesetz der Religion, die Verehrung des einzigen wahren Gottes befohlen hatte, handeln von der Gerechtigkeit. Vom vierten bis zum zehnten Gebote sind alle lauter nähere Bestimmungen dieses großen heiligen Gebots. Der weise Führer des Volks glaubte, wer die Pflichten gegen andere nach diesen Vorschriften erfüllte, werde die Pflichten gegen sich selbst nicht unterlassen; und berührte sie nicht in seinen Tafeln. Gerechtigkeit ist der ewig feste Grund jeder Verbindung. Jeder Staat bestellte Richter und Obrigkeiten unter allerley Namen und Würden, das Recht zu erhalten, ohne welches der Staat selbst bald verloren ist. Wenn man ein recht unglückliches Land nennen will, dessen Fall und gänzliche Zerrüttung man befürchtet, so sagt man: es ist keine Gerechtigkeit mehr im Lande; es herrschtRänksucht und Unterdrückung; das Recht ist feil und wird den Meistbietenden verkauft. Wo dieses ist, da sieht es sehr schlimm aus: jeder Fremde schlägt ein Kreuz und geht mit Furcht und Abscheu vorüber,

und beklaget die Unglücklichen, welche dort wohnen müssen.

Wenn wir von jemand sagen, er ist ein gerechter Mann, so hat wenigstens niemand etwas von ihm zu befürchten, wenn man gleich noch nicht viel von ihm zu hoffen hat: aber wenn wir hören, jemand sey ein ungerechter Mann, so fürchten wir uns billig, ihm zu nahe zu kommen. Ein ungerechter Mann ist der Inbegriff aller Laster und Verbrechen, deren die menschliche Natur zu ihrer Schande fähig ist. Ein Ungerechter ist hart, ist grausam, unbarmherzig, gewissenlos, lügnerisch, raubsüchtig; ist alles, wozu ihn so eben sein Vortheil verführt: und wenn er das alles nicht zugleich ist, so kommt es bloß daher, weil es wider seinen Vortheil wäre. Dem Ungerechten ist nichts heilig; wo er Gewalt hat, spottet er hohnlachend der Gesetze, spottet alles theilnehmenden Menschengefühls, höhnt die Tugend mit frechem Witze, und ist das Schrecken aller, die um ihn her und neben und unter ihm sind. Hat er nicht Gewalt, wird er

durch Höhere im Zaum gehalten, so sind keine Ränke zu schlangenartig, keine Betrügereyen zu niederträchtig, keine Schmeicheleyen zu weggeworfen, keine Verdrehungen zu hämisch, die er nicht ersönne und brauchte. Den Verstand braucht er als eine Schlinge den Unbefangenen und Einfältigen zu bestricken; Tugend zur Gleißnerey, sich das Ansehen eines sehr rechtlichen Mannes zu geben. Daher kommt eine große Anzahl von feinen, tückischen, versteckten Bösewichtern, die alle Augenblicke die Worte Recht und Rechtschaffenheit auf der Zunge haben, und bey jeder Gelegenheit, wo sie sicher können, auf die schmutzigste Weise nach dem kleinsten Vortheil haschen. Daher kommt eine große Anzahl von Zungendreschern und Rechtsverdrehern, die jedes Schlupfloch ausgattern, wo sie den Gesetzen entwischen und die unbesorgte Sicherheit übervortheilen können. Ein ungerechter Mann ist ein sehr böser Mann.

Wenn Staaten ungerecht gegen einander sind, so entstehen Kriege, welche die Geißel der Länder sind: wenn einzelne Bürger gegen

einander ungerecht sind, so entstehen blutsaugende Prozesse, die für die Familien oft noch verderblicher sind als die Kriege für die Länder. In den Kriegen würgt man auf einmal, und der Kranke stirbt gleichsam am Schlagfluß: in den Rechtshändeln martert man nach und nach und langsam, und der Kranke stirbt an der Schwindsucht. Wer Prozesse in eine Familie oder in eine Gemeine bringt, ist ein eben so ruchloser Unglücksstifter, als wer Krieg und Blutvergießen in einem Reiche verursacht. Doch dürfen wir nicht vor jeder rechtlichen Streitigkeit sogleich erschrecken. Es giebt manchmal Fälle, wo wir unser Recht gegen die Angriffe anderer vertheidigen müssen, wenn wir nicht ungerecht gegen uns selbst und die Unsrigen handeln und die Bosheit noch kühner und verwegener machen wollen. Dafür sind Obrigkeiten, dafür sind Gerichte, daß sie die Gerechtsamen aller mit gleich unpartheyischer Wage untersuchen und bestimmen und schützen sollen. Es ist ihre Pflicht Gerechtigkeit zu verwalten, und die Vernach-

läßigung derselben zieht ihnen schwere Verantwortung und oft große Gefahr zu. Sein Recht kann und darf und soll man fordern; das will das Gesetz: es ist ein Vorzug eines jeden Menschen, daß ihm sein Recht werden muß. Aber wir müssen auch selbst richtig einsehen und begreifen lernen, was unser Recht ist, damit wir nicht durch Anmaßungen die Rechte der andern antasten. Die Obrigkeit thut uns sodann mit Recht durch einen strengen Ausspruch wehe; und uns geschieht nicht Unrecht, weil wir unbesonnener oder boshafter Weise die Befugnisse unsers Nächsten schmälern wollten. Bey der Obrigkeit soll kein Ansehen der Person gelten, wie bey Gott kein Ansehen der Person gilt; und wir sind verbunden uns ruhig ihren Aussprüchen zu unterwerfen, die sie nach den Gesetzen thut. Jedermann, der von guter Natur ist, hat zwar ein angebornes tiefes Gerechtigkeitsgefühl, das ihn in jedem Falle nach allgemeinen Regeln ziemlich richtig leiten wird: wer aber Besitzer und Eigenthümer in einem Lande und einer Ge-

meine ist, der soll doch nach der Klugheit sich mit den Einrichtungen und Gesetzen des Landes bekannt machen, die in manchen Fällen nach verschiedenen Lagen und Absichten immer verschieden seyn können: damit er nicht vielleicht durch Unwissenheit und Vernachläßigung ein Recht verliere oder sich das Recht eines andern anmaße und zu seinem Schaden belehrt werde. Dann läuft er außer dem Schaden vielleicht noch Gefahr, für einen ungerechten Menschen gehalten zu werden, welches er doch nicht ist. Jeder Landmann sollte also die Hauptgesetze seines Vaterlandes, die ihn zunächst angehen, kennen lernen: zum Beyspiel, die Gesetze von den Testamenten, von Kauf und Verkauf, von der Erbfolge, von den Verjährungen, die gewöhnlichen Strafgesetze über Verbrechen und andere, welche im gemeinen Leben sehr oft vorkommen: damit ihn nicht gewinnsüchtige Praktikanten zu seinem empfindlichen Verlust in die Lehre nehmen, und ihm für sehr vieles und gutes Geld sehr wenigen und schlechten Unterricht geben.

Wer in dem täglichen Leben immer mit Behutsamkeit, immer mit Billigkeit gegen alle seine Bekannten zu Werke geht, wer alle ohne Ausnahme auf die nehmliche Weise behandelt, wie er von ihnen in gleichen Fällen behandelt zu seyn wünscht, der wird selten in die Verlegenheit kommen, rechtliche Hülfe suchen zu müssen, und noch seltner, daß sie gegen ihn gesucht werde.

Aber es ist nicht genug, daß man allenfalls so gerecht sey, daß man gesetzlich nicht belangt, gezwungen und gestraft werden kann. Der wahrhaft gerechte Mann ist gewissenhaft gerecht durchaus, im Kleinen wie im Großen, vom Thaler bis zum Heller; gegen den Vornehmsten im Lande und gegen den geringsten in der Gemeine: nicht allein da, wo man Klage haben könnte, sondern auch da, wo keine Klage wäre; nicht allein da, wo die Gesetze bestimmt und ernstlich sprechen, sondern auch da, wo sie schweigen, weil die Gesetzgeber nicht allwissend waren, alle unendlich kleine Fälle vorherzusehen und zu bestimmen. Gerechtigkeit ist ihm eine

Sache des Herzens und des Gewissens; sie ist ihm die erste aller Pflichten, ohne die wir den Menschen als Menschen kaum denken können: aber er trennt sie weder in seinen Gedanken noch in seinem Leben von den übrigen Tugenden. Er ist gerecht, nicht weil es der Richter will; sondern weil er selbst diese große Pflicht einsieht und fühlt, weil Ungerechtigkeit ein Widerspruch gegen seine Vernunft, ein qualvolles Gefühl für sein Herz wäre. Er würde auch ohne Richter gerecht seyn, weil er sich selbst bey jeder Gesinnung und Handlung Richter ist. Der Gedanke, was würdest du in dem ähnlichen Falle erwarten, verläßt ihn nie; er denkt ihn entweder hell, oder die Empfindung ist dunkel in seiner Seele und eben so wirksam. Dieser Gedanke leitet ihn nicht allein zur Gerechtigkeit, sondern auch noch weiter zur Güte und Wohlthätigkeit. Er ist gerecht gegen den Fürsten; er weiß, der Fürst braucht die Abgaben zu den Bedürfnissen des Landes, wovon jeder vom Ersten bis zum Letzten die Wohlthaten genießt, und

wozu also jeder beytragen muß; er ist gerecht gegen Vorgesetzte, gegen Nachbarn, gegen Freunde und Feinde, gegen Hausgenossen und Gesinde, gegen alle; dafür erwartet und fordert er Gerechtigkeit von allen. Alle Pflichten sind gegenseitig: es ist kein Recht ohne Pflicht; es ist keine Pflicht ohne Rechte. Habe ich Pflichten, so habe ich Rechte; und wäre ein Mensch so unglücklich, gar keine Rechte zu haben, so hätte er auch keine Pflichten mehr.

Aber dem Himmel sey Dank, wir haben alle unsere sichern, großen und heiligen Rechte: das Recht der Freyheit, des Besitzes, des Schutzes, der allgemeinen Vorsorge: wir haben also auch die Pflichten der Ordnung, des Gehorsams, des Betrags zu den allgemeinen Bedürfnissen. Wenn alle Menschen gerecht wären, so lebten alle in Sicherheit; das Mißtrauen und die ängstliche besorgliche Furcht verschwände; man liehe ohne Pfänder und Handschriften und bezahlte ohne Klage und Gerichtsspruch. Ein gelegter Stein wäre so gut, als eine hohe

feste Mauer; ein Wort so sicher, als eine gerichtliche Urkunde. Die Obrigkeit hätte nur das Amt, die Ordnung niederzuschreiben, und nicht alle Augenblicke Zwiste zu schlichten: und eine Menge Menschen könnten etwas besseres und gemeinnützigeres thun, als sich von der Thorheit und dem Zank der Uebrigen zu nähren. Aber wir dürfen wohl nicht hoffen, daß alle Menschen gerecht und gut werden. Wir sprechen immer mit warmem Lobe von den alten Zeiten unserer Vorfahren, wo, wie wir glauben, Redlichkeit und Treue allgemeiner herrschten, wo man sagte, ein Wort ein Mann! und wo man nicht so viel schrieb und mehr that. Gesetzt auch, diese alten Zeiten waren nicht so gut, als wir uns vorstellen, und die unsrigen sind nicht so schlimm, als viele klagen, so geben wir doch in diesen Klagen selbst schon die Mittel an, wie es besser seyn könnte. Wir dürften nehmlich alle und jede nur beständig redlich, bieder, rechtschaffen und brav seyn, so würde manche Plage, manche Unruhe

verschwinden und sich in Glück und Segen verwandeln.

Von der Güte.

Der Mann, welcher nur strenge gerecht ist, ist uns zwar auf keine Weise gefährlich; aber es fehlt ihm doch noch viel zu einem vollkommenen Menschenfreund. Er schadet uns zwar auf keine Weise; aber er wird uns auch wenig thätig helfen, wenn er nichts, als bloß gerecht ist. Er sündiget nicht wider Gesetz und Gewissen; aber er ist doch vielleicht kalt und unempfindlich gegen alles feinere Gefühl, welches Menschen an Menschen wie Brüder an Brüder bindet. Er soll mehr seyn, als gerecht; er soll auch gütig seyn, wo er kann und so viel er kann. Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst; befiehlt die Religion des göttlichen Lehrers Jesu. Man kann nicht sagen, daß ein Mann seinen Nächsten liebt, der weiter nichts, als gerecht ist: er haßt ihn bloß

nicht. Aber wer ihn wirklich liebt, der ist gütig gegen ihn und freundschaftlich und hülfreich; nimmt sich brüderlich seiner an, sucht ihm Vortheil, Erleichterung und Vergnügen zu verschaffen, wo er kann, und freut sich herzlich, wenn es jedermann um ihn her wohl geht, und er dazu recht viel beytragen kann. Es ist ein sehr kleines Lob, wenn man von einem Menschen sagt: er thut niemand etwas zu Leide. Das soll er nicht; er wäre sehr böse, wenn er das thäte: dafür sind Gesetze und Obrigkeit. Aber er soll nicht nur nicht böse, er soll auch gut seyn; er soll jedermann recht wohl wollen, und dieses Wohlwollen bey jeder Gelegenheit beweisen. Ohne öffentliche Ordnung, ohne Gerechtigkeit können die Menschen gar nicht leben, kann ihre Gesellschaft durchaus nicht bestehen; ohne Güte und gegenseitiges Wohlwollen können sie nicht glücklich zusammen leben. Gerechtigkeit ist der Boden, und Liebe und Freundschaft ist das Gebäude darauf.

Stellet euch einen Menschen vor, der

zwar jedem bezahlt, was er schuldig ist, der niemanden um einen Heller betrügt, aber auch keinen Schritt weiter geht. Bey jeder Gelegenheit, wo er aufgefordert wird, zu irgend einer wohlthätigen Anstalt etwas bey- zutragen, sagt er: was geht das mich an? ich bin nichts schuldig; ein jeder mag sehen, wie er für sich durchkommt; ich habe für mich zu sorgen. Jede kleine Gefälligkeit, um die ihn der Nachbar bittet, und die die- ser ihm immer wieder zu erzeigen bereit ist, schlägt er trotzig ab. Er dankt mürrisch kaum, wenn man ihm guten Morgen wünscht; läßt das Vieh ganz ruhig im Getraide fressen, das er auf seinem Wege mit zehen Schritten und einem Zuruf heraus jagen könnte, und geht keinen Takt schnel- ler, wenn er hört, sein Nachbar sey ins Wasser gefallen. Möchtet ihr wohl mit einem solchen Manne gern leben, oder nur neben ihm wohnen? Freylich ist er noch besser, als ein Dieb, ein Zanksüchtiger, ein Händelmacher, ein Verleumder; er thut nie- manden etwas zu Leide: aber er ist doch

immer schon schlimm genug, er thut auch niemanden etwas Gutes. Nehmet dagegen einen Mann, der alle, mit denen er zu thun hat, mit Freundlichkeit behandelt, sich mit seinem Nachbar herzlich freut, wenn dieser froh ist; sich mit ihm betrübt und ihn tröstet, wenn ihn ein Unglück trifft; der überall, wo er kann, ihm Gefälligkeiten erzeigt, ihm immer beysteht mit Rath und That; der über den Vortheil seines Nachbars mit wacht, wie er wünscht, daß dieser auch über den seinigen mit wachen möchte; bey dem alle Hülfe finden, so weit seine Kräfte reichen und die Vorsorge für seine Familie es erlaubt: muß es nicht ein wahres gelobtes Land seyn, neben und zwischen solchen Nachbarn zu wohnen, die einander auf alle Weise das Leben erleichtern und angenehm machen? So will es Gott, der uns als Menschen zusammen hier auf die Erde gesetzt hat; so will es unsere Vernunft, die dieses einsieht; so will es jedes gute Herz, das die wohlthätigen Gefühle der wahren reinen Natur empfindet; so will es die Religion,

die Christus, der große Lehrer und das große Vorbild der Menschenliebe, gelehrt hat. Auch sind diese Gesinnungen und dieses Betragen durchaus unser eigener Vortheil. Es gehört nicht viel Nachdenken dazu, um einzusehen, daß Menschen, welche alle brüderlich gesinnt, freundschaftlich, wohlwollend, thätig zu ihrem gegenseitigen Glück bemüht beysammen leben, sich unendlich besser befinden, daß sie jeden frohen Tag angenehmer genießen und jede Unannehmlichkeit leichter ertragen und sie eher vermeiden, als Menschen, welche kalt und sorglos, mürrisch und störrig, mißtrauisch und argwöhnisch zusammen sind, wo jeder den andern als seinen Glücksstörer ansieht, der ihm seinen Genuß und seine Freuden verkümmert, oder wenigstens zum besten seines Nächsten keinen Fuß vor den andern setzt.

Alle Völker stimmen darin überein, das gute freundschaftliche Herz und die wohlthätigen Bemühungen eines edlen Menschenfreundes höher zu achten, als alle zufälligen Güter des äußerlichen Glücks. Niemand

hält

hält es je für ein Lob, wenn man sagt, der Reiche, der Mächtige, der Vornehme: aber alle ehren und lieben sogleich den Mann, den die Geschichte seiner Zeit den Guten, den Edlen, den Milden, den Wohlthätigen nennt. Die Reichen und Mächtigen haben bloß dieses vor den andern voraus, daß sie das letzte leichter seyn können als die Uebrigen. Desto schlimmer für sie, wenn sie es nicht sind. Sie thun das Gute nicht, das sie thun könnten und sollten; und entbehren vieles Glück, das sie dadurch genießen könnten. Es ist eins der vorzüglichsten Gebote der christlichen Lehre: liebet einander! haltet euch für Kinder eines Vaters, für Brüder einer Familie! Jeder freue sich über das Wohl seines Bruders, wie über sein eigenes; und helfe ihm in seiner Noth, als wollte er sich selbst helfen. Das ist auch wirklich der Fall; jeder gewinnt selbst durch Liebe gegen seinen Nächsten. Liebe erzeugt Gegenliebe. Wer als thätiger Theilnehmer sich das Glück seines Freundes, seines Bekannten zu Herzen gehen läßt und dafür sorgt

und dazu mit arbeitet; gegen den wird und muß sein Freund und sein Bekannter wieder brüderlich denken, empfinden und handeln, wenn er nicht alles Menschengefühl verloren hat. Jeder achtet und liebt einen solchen Mann; jeder verläßt sich auf ihn, wie auf seinen besten Freund, wie auf seinen Bruder und Vater: und er hat durchaus das Lob in der Gemeine und der ganzen Gegend, er sey das Muster für die Uebrigen.

Vorzüglich äußert sich diese Wohlthätigkeit, diese wirksame Bruderliebe, wie sie das Christenthum so sehr empfiehlt, gegen Arme und Dürftige. Es ist nicht bloß die Pflicht des Reichern und Wohlhabenden, mitzutheilen und wohl zu thun: auch derjenige, welchem der Himmel nur ein gemächliches Auskommen gegeben hat, soll es nicht vergessen. Die Reichen können mehr geben; aber sie können schwerlich so herzlich, so innig geben, als Mitbrüder, die von ihrem kleinen Vorrathe darreichen, was sie entbehren können. Der Reiche giebt nur; der Arme theilt mit. Eine spärliche Mahlzeit,

ein Trunk und ein warmes Nachtlager in einem freundlichen Hause ist oft dem Empfänger weit mehr werth, als ein großes Stück Geld aus der Hand eines Vornehmen, welcher gleichgültig von seinem Ueberfluß nimmt und ohne Theilnahme weggiebt. Nicht die Größe der Gabe bestimmt den Werth derselben, sondern das Herz des Gebers, seine Gesinnungen, seine Theilnahme, sein guter Wille und sein warmer Eifer für das Wohl aller Menschen. Viele Reichen legten viel ein, steht dort im Evangelio; aber das Scherflein der Wittwe war mehr, als alle ihre Opfer. Wir sollen nicht hartherzig erst strenge untersuchen, durch welche Fehler und Vernachläßigungen der Arme in Armuth gerathen ist: sein Zustand und seine Reue werden ihn vielleicht schon über dieß bitter quälen. Es ist die Sache der Obrigkeit, dieses zu rügen: wo wir lindern können, sollen wir es mit Mitleid und Schonung thun, und eine gute Ermahnung, die wir etwa geben, nicht durch Vorwürfe und Unbarmherzigkeit unwirksam machen. Personen, die unserer

Wohlthätigkeit, durch ihr wiederholtes schlechtes Betragen, durch unverbesserliche Laster und unüberwindliche Faulheit ganz unwürdig machen, sind leicht zu kennen und auszuzeichnen. Jedes Land und jeder Ort sorgt zwar dafür, daß er seine Armen verpflege; aber wer kann alles Unglück verhüten? alle Unbesonnenen bedachtsam und alle Schlimmen gut machen? Wer nach dem Beyspiel Jesu die Dürftigen in Menge speisen kann, dessen Herz ist sehr zu bedauern, wenn es ihm dieses Vergnügen nicht oft macht. Jeder schafft nach seinem Vermögen so viel Gutes, als möglich ist: aber wer nach seinen Kräften einem der Aermsten auch nur ein Stück von seinem Brote und einen Trunk zur Labung reicht, der sammelt schon großen Lohn bey Gott. Wahrlich, ich sage euch, spricht der göttliche Lehrer, was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan; ich selbst bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Kann man diese heilige Pflicht der Menschheit dem Menschen näher und rühren-

der ans Herz legen, als es Christus thut! Kann man ein schöneres, würdigeres Beyspiel in Erfüllung dieser Pflicht sich denken, als er selbst gegeben hat. Sein ganzes Leben war Wohlthat für die Menschheit; und seine Lehre ist es noch jetzt. Sie ist die Lehre der Wahrheit und Tugend, der reinen Gottesverehrung, des Trostes und der Bruderliebe. Er opferte sein Leben auf, um den Menschen wohl zu thun, um sie dem Irrthum zu entreißen und sie zur bessern Erkenntniß Gottes zu bringen: und wir, die wir seinen Namen führen, seine Lehre bekennen, seine Nachfolger seyn sollen und wollen, sollten gegen diese Menschen, die Gott alle so hoch geschätzt hat, gegen unsere Brüder, kalt und gleichgültig seyn?

Wir Menschen sind ja alle Brüder,
Sind alle eines Hauses Glieder;
Und sollten uns nicht brüderlich,
Wie uns der Vater vorgeschrieben,
Als seine guten Kinder lieben:
Er liebt ja alle väterlich.

Wer Brüder haßt ist Friedensstörer
In Gottes Reich, und ist Empörer,
Der frevelnd seinen Schöpfer höhnt:
Gott stößt ihn aus von seinen Kindern;
Und er hat seinen Lohn bey Sündern,
Wo Schmerz nur ächzt und Angst nur stöhnt.

Wer aber hier mit reiner Güte
Sich eifrig um ihr Heil bemühte,
Und immer Freund und Bruder war,
Den nennt einst Gott, wenn alle Frommen
Dort zum Altare jauchzend kommen,
Mit Namen laut vor dem Altar.

Vom Gehorsam gegen die Gesetze und die Obrigkeit.

Wenn alle gut und gerecht wären, so hätten wir freylich in der Welt nur wenige Gesetze nöthig. Der Gerechte und Gute trägt sein Gesetz in seinem Herzen, und übt es überall, wo er handelt. Aber so lange die Menschen Menschen sind, so lange wird

jeder seine Begierden und Leidenschaften, seine eigenen Gedanken und seine eigene Weise haben. Selbst die Guten sind dem Irrthum und manchen Schwachheiten unterworfen. Der Vortheil der Menschen scheint sich alle Augenblicke zu durchkreuzen und zu widerstreiten. Einer will so, der andere will so: jeder glaubt er habe Recht; und niemand hat kalte Ueberlegung genug, um einzusehen, wer wirklich Recht hat. Oder wenn auch jemand unwidersprechlich bewiese, dieser oder jener habe Recht, so unterwürfe sich doch niemand ihm und seinem Ausspruche. Die Völker haben also seit undenklichen Zeiten Vorkehrungen getroffen, allen Unordnungen vorzubeugen. Sie haben sich Fürsten oder Könige, oder Vorsteher oder Obrigkeiten unter irgend einem Namen gewählt. Sie nahmen dazu die Besten und Weisesten und Angesehensten; und diese werden, nachdem die Einrichtung ist, von neuem bestimmt, oder bleiben festgesetzt erblich, damit keine neuen blutigen Streitigkeiten bey der neuen Wahl entstehen, wie oft der Fall war. Diese

Fürsten und Könige und Obrigkeiten, welchen Namen sie auch haben mögen, haben die heilige Pflicht übernommen, für das Wohl des Volks zu wachen, die Gesetze unverbrüchlich zu halten, für Gerechtigkeit und öffentliche Sicherheit zu sorgen und alles zu entfernen, was dem ganzen Staate schaden oder einzelnen Gliedern an ihren Rechten und Befugnissen Eintrag thun könnte. Wenn dieses nun Pflicht der Obrigkeit ist, von dem niedrigsten Aufseher bis zum höchsten Oberhaupte; so ist es im Gegentheil Pflicht eines jeden Unterthanen sich in diese Ordnung zu fügen, dem gesetzlichen Ansehen der obrigkeitlichen Personen Gehorsam zu leisten, die festgesetzten Beyträge zur Unterhaltung des Staats und zur Bestreitung aller seiner Bedürfnisse an Steuern und Abgaben gewissenhaft zu entrichten, alle gerechte Verordnungen der Obrigkeit aus allen Kräften zu unterstützen; und nichts zu thun und zu unternehmen, was das Ansehen der Gesetze mindern, die Ruhe und Eintracht des Ganzen stören und irgend ein einzelnes

Glied in seinen Rechten kränken könnte. Ein jeder verlangt und fordert dieses mit gutem Grunde für sich selbst; also muß er mit eben diesem Grunde eben dasselbe auch andern zugestehen. Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, sagt der Apostel. Ehrt die Gesetze des Landes und haltet sie heilig; denn sie sichern euch euer Wohl. Christus selbst zahlte als ein irdischer Unterthan willig was er als solcher schuldig war; wovon die heiligen Bücher einige Beyspiele aufgezeichnet haben. Bey den alten Römern, die sich durch Größe und Muth, Ordnung und Vaterlandsliebe vor allen übrigen Nationen auszeichneten, war das Lob ein guter Bürger zu seyn und der Obrigkeit zu gehorchen immer das größte: und unter allen Völkern, die nur einigermaßen Ordnung und Gerechtigkeit unter sich hatten, war es die erste Pflicht, die Gesetze zu ehren und der Obrigkeit gehorsam zu seyn. Sogar die rohen und wilden Nationen unterwerfen sich willig den Richtern, die durch ihre Weisheit, Tapfer-

keit und Gerechtigkeitsliebe die alten väterlichen Gewohnheiten als Gesetze bewachen.

Man sieht die Wichtigkeit dieser ersten Pflicht eines Menschen in der Gesellschaft erst dann recht lebhaft ein, wenn irgend ein großes Unglück in einem Reiche die Bande der Eintracht zerreißt, das Ansehen der Gesetze stürzt, und Unordnung, Meuterey, Gewaltthätigkeit und jeden Greuel der Verwüstung mit sich bringt. Davon geben die Bücher der Geschichte aus alten und neuen Zeiten viel traurige Beyspiele. Der grausamste blutigste Krieg ist ein kleines Uebel gegen ein solches Ungeheuer von Aufruhr Aller gegen Alle. Es ist dann nicht mehr Sicherheit der Person und der Güter. Partheyen wüthen gegen Partheyen: eine siegt über die andere, und aus Furcht und allgemeinem Mißtrauen mordet immer eine ärger, als die andere. Tod und Blutgericht ist etwas gewöhnliches; es schützt nicht Unschu!d, nicht Klugheit. Viele Jahre vergehen in Angst und Schrecken, ehe sich aus den Trümmern der alten Ordnung wie-

der eine leidliche neue erhebt: und Jahrhunderte werden erfordert, ehe dieses neue wieder ganz feste stehet. Wehe den Menschen, die durch ihre Grausamkeit und Tyranney, durch ihre Unterdrückung und Habsucht, oder durch ihre Tollkühnheit und Verwegenheit eine solche Zeit des Blutvergießens über ihr Vaterland bringen! An solchen fürchterlichen Beyspielen können Obrigkeiten und Unterthanen lernen, welche entsetzlichen Folgen es hat, wenn beide ihre Pflichten vernachläßigen. Kein Verbrechen straft sich selbst grausamer, als die Ungerechtigkeit von einer oder der andern Seite. Eine Ungerechtigkeit erzeugt immer eine andere und größere; diese eine neue noch unerhörtere, bis sich in der Angst der Verwirrung, der Erbitterung und des Hasses die Menschheit verliert und die Gerechtigkeit nicht wieder findet.

Wie glücklich sind wir, daß bey uns Gerechtigkeit und Friede herrschen; daß wir unter der Regierung eines guten väterlichen Fürsten alle Wohlthaten einer heilsamen Ord-

nung genießen, wo jeder sein Recht mit Freyheit bis zur höchsten Person des Landesvaters vertheidigen und behaupten darf; wo man auch gegen den Irrenden gelind ist und selbst gegen Verbrecher nicht grausam. Niemand darf es wagen uns widergesetzlich anzutasten; ein höheres Gericht schafft uns Gerechtigkeit, wenn es ein nieders wagen wollte uns zu bedrücken. Allen Ränken und aller Eigengewalt wird gesteuert; und bey uns kann jeder, der selbst gerecht und gut ist, ruhig an seinem Weinstocke und unter seinem Obstbaume sitzen. Die Wunden, welche viele Städte und Gemeinen aus alten Kriegen und Landplagen hatten, sind nun geheilt; und überall spürt man die Früchte und den Segen einer dreyßigjährigen weise geleiteten und nur selten und kurz unterbrochenen Ruhe.

Möge unser Vaterland durch gute Gesetze, einen guten Fürsten, gute Obrigkeiten und gute Bürger und Einwohner ferner noch lange Allen allgemeine Wohlfahrt gewähren, und den Fremden ein Vergnügen,

ein Beyspiel und Muster guter und glücklicher Menschen seyn.

Von der Erziehung.

Einer der wichtigsten Punkte für das Vaterland, für Städte und Gemeinden, und für alle Familien insbesondere, ist unstreitig die Erziehung der Jugend. Die Natur hat allen lebendigen Geschöpfen eine unbegrenzte Zärtlichkeit gegen ihre Jungen eingepflanzt. Im vierfüßigen Thiergeschlechte und unter den Vögeln finden wir täglich Beyspiele von der Angst und Besorgniß, mit welcher die Mütter ihre kleine Brut vor Mangel und Unfall zu schützen, vor Gefahr und Gewalt zu vertheidigen suchen. Die Henne hebt sträubend ihr Gefieder, die Gans hebt drohend ihren Hals in die Höh, wenn man ihren Kindern zu nahe kommt. Alles fühlt und athmet die Liebe der Natur. Kein Geschöpf verläßt seine Jungen eher, als bis sie sich selbst schützen und ernähren

können. Der Adler giebt seinen Söhnen Unterricht im Fliegen und im Raube; der Löwe in der Jagd. Alles arbeitet nach dem großen Endzwecke des Schöpfers. Der Mensch, der seine Kinder nicht liebt, nicht für sie sorgt und arbeitet, sie nicht zu guten und glücklichen Geschöpfen erziehen will, verdient nicht, daß ihm der Himmel die Freuden der Familie giebt; und wird oft genug in der Folge durch das Unglück derselben und sein eigenes für seines Herzens Härtigkeit gestraft. Die edleren großen Geschöpfe des Erdbodens brauchen mehr Zeit und Mühe, um zu ihrer Vollkommenheit zu gelangen, als die kleineren und geringeren; der Adler mehr als der Sperling, das Roß mehr als das Schaf. Der Mensch ist das edelste und erhabenste unter allen, der vernünftige Beherrscher aller übrigen; er braucht die längste Zeit, die mehrste Mühe, den größten Fleiß, die unermüdetste Aufmerksamkeit zn seiner Bildung an Leib und Seele. Deßwegen ist die Verbindung zwischen Mann und Weib gewöhnlich immerdauernd und

unzertrennlich, damit die Kinder zu völligen Menschen erzogen werden, damit ihr Körper sich sorgsam ausbilde und stärke, und ihr Geist zu allen Kenntnissen, Fertigkeiten und Vorzügen erhoben werde, welche die große, wesentliche, eigene Würde des Menschen ausmachen. Wie schwer vergehen sich also nicht Aeltern gegen Gottes Ordnung, gegen das Vaterland, gegen alle ihre Mitmenschen, und wie sehr handeln sie gegen ihr eigenes Glück, wenn sie die Erziehung ihrer Kinder unverantwortlich vernachläßigen. Die öffentlichen Einrichtungen sind bey uns jetzt überall so, daß die Erziehung von Seiten des Unterrichts in der Religion und in der Sittenlehre erleichtert wird. Es sind überall Schulen und darin angestellte Lehrer, deren Pflicht es ist, auch die Kinder der Aermsten in den nöthigen Begriffen von Gott und Tugend und ihren Pflichten zu unterweisen. Bey allen gesitteten Völkern war die Sorge für die Jugend, ihre Unterweisung und Uebung zu ihrer künftigen Bestimmung eine Hauptsache: und manche Gesetzgeber, die von der

Wichtigkeit derselben sehr tief überzeugt waren, machten sie zu einem vorzüglichen Augenmerk ihrer Verordnungen. Aber die öffentliche Erziehung in der Schule ist bey weitem nicht hinreichend, aus den jungen Geschöpfen wirklich das zu machen, was aus ihnen werden soll. Der beste Erziehungsort ist immer das väterliche Haus; der beste Lehrer der ernstliche Vater, mit seiner herzlichen Leitung und seinem beständig guten Beyspiele.

Das erste in der Erziehung ist unstreitig die Sorge für den Körper, daß das kleine Geschöpf mit Sorgfalt in Acht genommen werde; daß für seine Gesundheit, für jedes seiner Glieder wie für das Ganze gewacht werde. Gebrechlichkeit ist überall ein trauriges Loos; aber doppelt traurig ist es unter den Landleuten, deren ganze Beschäftigung vorzüglich Körperkraft und körperliches Wohlseyn erfordert. Welche wehmüthige Empfindung muß es nicht für Aeltern seyn, ihre Kinder schon in der ersten Jugend, wo der Mensch eben recht schön aufblühen sollte, als Schwächlinge herumschleichen zu sehen,

und sich bewußt zu seyn, daß sie selbst dieselben verwahrloset haben; vielleicht am Gängelbande, oder in den Windeln; vielleicht schon vor der Geburt durch Unbesonnenheit und Leichtsinn. Von solchen Kindern kann man im eigentlichsten Verstande sagen, daß sie die Sünden ihrer Väter tragen. Eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe ist das erste größte Glück der Erde. Der Leib ist das Haus, die Seele der Einwohner: es ist vernünftig und nothwendig, daß man das Gebäude gut aufführe und in gutem Zustande zu erhalten suche, wenn sich der Besitzer desselben darin wohl befinden soll. Welche Vortheile haben wir in diesem Punkte nicht vor den Städtern! Bey uns scheint die Gesundheit ihre Behausung aufgeschlagen zu haben; wir dürfen sie nur nicht vertreiben. Wie oft sieht ein halbkranker Stadtmann neidisch und seufzend auf unsere harte, frische, braunbäckige, rasche Dorfjugend hin, wenn er an seine Knaben zu Hause denkt, die nicht gesünder sind und seyn können, als der Vater selbst

ist. Manche kommen, um bey uns Gesundheit zu kaufen; und wir sollten dieses unschätzbare Gut nicht zuerst für uns und unsere Kinder selbst zu sichern suchen?

Nach der Sorgfalt für den Körper tritt mit den Jahren, wo die Seele anfängt sich thätig zu zeigen, der Unterricht in den wesentlichen Kenntnissen des Menschen ein. Unsere Kinder brauchen nicht Gelehrte zu werden, so wenig als wir es sind; denn sie haben keine andere Bestimmung als wir. Es wird ihnen aber doch sehr wohl thun, wenn sie zuweilen etwas mehr lernen, als ihre Väter. Was wir jetzt selbst gern wissen möchten, das sollen wir jetzt füglich unsre Söhne lernen lassen, wenn wir können und Gelegenheit haben. Man soll in der Jugend alles lernen, was man nützliches lernen kann; nur nicht das Unwichtige dem Wichtigen und das bloß Angenehme dem Nöthigen und Unentbehrlichen vorziehen. Lesen und Schreiben und Rechnen hat jedermann nöthig, wenn er auch nicht nöthig hat ein Schön-

schreiber und Rechenmeister zu seyn. Der Unterricht in der Religion und unsern Pflichten ist das Wichtigste, ohne welches der Mensch kaum ein Mensch genannt zu werden verdient. Wenn wir einige Kenntnisse von der Geschichte und Erdbeschreibung uns erwerben können, so giebt uns das manche Belehrung über nicht unwichtige Dinge, wo wir sonst im Finstern tappen. Wer Lust und Fähigkeit und Gelegenheit hat irgend ein musikalisches Instrument spielen zu lernen, der kann sich und andern in Zukunft damit manches Vergnügen machen. Für alles dieses sollen Väter, nachdem ihre Lage und ihre Mittel es erlauben, Sorge tragen, um sich und ihren Kindern so viel Erwerbungsmittel und so viel Genuß als möglich zu verschaffen. Mancher Vater, der in seiner Jugend nicht viel lernen konnte, lernt noch mit seinem kleinen Sohne weiter, und es bringt ihm Nutzen und Vergnügen; und er braucht sich dessen gar nicht zu schämen. Es ist niemals zu spät, etwas Gutes, Nützliches und Angenehmes zu lernen. Jede

Lebensart erfordert ihre eigenen Kenntnisse und Fertigkeiten: wir müssen also dafür sorgen, daß unsere Kinder in nichts unwissend bleiben, was ihnen zu ihrer künftigen Bestimmung nöthig ist. Es gehört allerdings bey uns zu den nöthigen Dingen, zu wissen, wie ein Wagen und ein Pflug gebauet wird, wie er zusammengesetzt und auseinander genommen wird, damit man nicht inskünftige mit jeder Kleinigkeit, die man selbst besorgen könnte, zu eigenen Handwerkern zu laufen nöthig habe. Der ist wohl kein sonderlich guter und geschickter Wirth, der dem Sattler jeden Riem zu nähen und dem Zimmermann jeden Axtstiel zu machen bringt. Ein junger Bursche auf einem Hofe, der nicht mit Pferden und Wagen, und ein Mädchen, das nicht mit dem Rad, der Nadel und dem Küchengeschirr umzugehen weiß, sind auf alle Fälle in der Erziehung sehr vernachläßiget. Oft will man in Jahren mit der Erziehung erst anfangen, wenn man schon vollendet haben sollte. Die Jugend ist die goldene Zeit zur Erlernung jedes

Dinges; mit den Jahren wird alles schwerer und manches fast unmöglich.

Das Wichtigste in jeder Erziehung und also auch in der Erziehung unserer Jugend, ist die Bildung zur Rechtschaffenheit und Tugend, zur Sittsamkeit, Sanftmuth und jeder guten Eigenschaft, die dem Besitzer Nutzen und Werthschätzung und der Gesellschaft Vortheil und Vergnügen bringt. Dieses geschieht am besten in dem Hause der Aeltern, durch ernste weise Lehren, herrliche Weisung, wiederholte vernünftige eindringliche Vorstellung, und am meisten durch selbsteigenes gutes untadelhaftes Beyspiel. Kinder bilden sich meistens nach ihren Aeltern. Der Mensch ahmt so gern nach; und wem sollte er eher nachahmen als denjenigen, um welche er täglich ist, von denen er abhängt, die er achten und lieben soll, und in deren Fußstapfen er von der ersten Kindheit an unmerklich tritt? Daher so viel bekannte Sprichwörter, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; wie die Alten sungen, zwitschern auch die Jungen, und mehrere andere. Wenn also Aeltern das

Glück ihrer Kinder und ihr eigenes wünschen, wenn ihnen ihre Zufriedenheit und Ruhe im Alter lieb ist; so mögen sie mit aller Aufmerksamkeit von den zartesten Jahren an darauf sehen, daß sie ihre Kinder vor jeder Unart hüten und sie jede Tugend, so viel in ihren Kräften stehet, heilig halten lehren. Eine Tugend erzeugt die andere und alle bringen Glück mit sich: aber auch ein Fehler ist Veranlassung zu einem andern, und alle führen in Unglück und oft endlich gar ins Verderben. Leichtsinn erzeugt Unart, Unart Fehler, Fehler Vergehungen, Vergehungen Laster, Laster Verbrechen; und die Folge von diesen ist immer Elend, wenn wir auch der furchtbaren Strafe entgehen. Wenn es nicht möglich seyn sollte, mit Gelindigkeit und Güte den Endzweck zu erreichen, so sind Aeltern bey ihrer Liebe gegen ihre Kinder, bey den Hoffnungen, die sie von ihnen haben, verbunden, Strenge und Schärfe zur Zucht zu brauchen. Wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es, der erzieht es mit Aufmerksamkeit und Strenge. Besser es weint jetzt zu sei-

nem Glücke einige Minuten, als daß die Aeltern im Alter mit ihm und über dasselbe unaufhörlich umsonst wehklagen. Es ist eine verkehrte Zärtlichkeit, seinen Kindern niemals wehe thun zu wollen, in der Zeit, wo sie auf ihr ganzes Leben vorbereitet werden sollen: so wie es eine vernunftlose tyrannische Härte ist, ohne Schonung und Ueberlegung jedes Wort immer mit der Zuchtruthe zu begleiten. Die Liebe selbst kann Aeltern wohl zwingen, strenge und unerbittlich zu werden; aber sie kann nie zu eigensinniger Härte, zum Murrsinn und zu zuchtmeisterlicher Furchtbarkeit werden. Ueberlegung und Kenntniß des Herzens müssen den Aeltern die sicherste Leitung in der Behandlung ihrer Kinder seyn. Die Früchte einer guten Erziehung ernten sie in ihrem Alter, wo ihnen sodann ihre Kinder Ruhe und Freude gewähren, ihre Liebe mit reiner Hochachtung und kindlicher Gegenliebe bezahlen, und die besten Stützen der eintretenden Jahre der Schwachheit am Rande des Grabes sind.

Seht einen guten Vater, der sein ganzes

Leben alle seine Pflichten erfüllt hat, an einem festlichen Tage in der Mitte seiner Kinder und Enkel. Alle drängen sich um ihn her und wetteifern, wer ihm die wärmste, zärtlichste Theilnahme bezeigen kann; alle bemühen sich, ihm sein Alter vergessen zu lassen und das frohe Gefühl seiner Jugend zurück zu rufen. Er ist jetzt glücklicher als ehemals, da er als ein rüstiger Jüngling von allen seinen Bekannten beneidet wurde. Ist etwas schöner und rührender, als die gute freundliche Großmutter in dem Kreise ihrer kleinen Enkelinnen! Wie emsig sie sich noch bestrebt, den kleinen Mädchen Unterricht zu geben, wie sie ihn ehemals den Müttern, ihren Töchtern, gab! Es ist ein gerechtes Gefühl der Selbstzufriedenheit, wenn so ein Alter mit Würde spricht: Es hat niemals jemand aus meiner Familie einen schlechten Streich gemacht; und wenn Söhne und Enkel sich fest an ihn drängen mit der wahren feurigen Versicherung: Vater, es soll und wird auch niemand von uns jemals etwas schlechtes thun. Das ist mehr, als wenn

manche Vornehme in ihrer Familie so oder so viel Generale und Minister mit Ordensbändern zählten. Wie traurig und verlassen ist aber das Alter eines Mannes, der keine Freude an seinen Kindern erlebt, der vielleicht jetzt wieder dafür leidet, daß er ehemals seinen Aeltern auch gar keine Freude machte. Wie niederdrückend und qualvoll muß es einem Vater seyn, von dessen Söhnen jeder Redliche nur mit Achselzucken spricht. Und wenn er dann fühlt, es sey sein eigenes Werk oder wenigstens die Folge seiner Unaufmerksamkeit, daß sie so und nicht besser geworden sind! Es ist kein bittrerer Schmerz in der Natur als der Gram, den uns Kinder verursachen. Möge niemand von unsern Freunden dieses Herzeleid erleben: und wir wollen dieses Unglück selbst unserm Feinde nicht wünschen. Im Alter können wir uns erst recht lebhaft überzeugen, wie viel auf die Erziehung in der Jugend ankommt. Nur wenn die Menschen durchaus besser werden, können wir mit Grund bessere Zeiten hoffen: und sollen die Menschen besser werden, so

muß mit der Jugend der Anfang geschehen. Wer einen eigenen schönen Obstgarten ziehen will, fängt mit der Baumschule an: alte Stämme lassen sich schwer biegen und fast eben so schwer pfropfen.

Von der Dankbarkeit.

Undank ist das größte Laster, sagt das Sprichwort; und das Sprichwort redet die Wahrheit tief aus der menschlichen Natur. Der Undankbare muß ein hartes, empfindungsloses, ganz verwahrlostes Herz haben; oder vielmehr, er muß kein Herz haben: denn ein solches Herz verdient nicht mehr ein Herz genannt zu werden. Das Laster des Undanks ist desto größer, da warme Empfindungen für Güte und Wohlthaten bey jedem Menschen vorausgesetzt werden müssen, der nur Vernunft hat und sein eigenes Glück fühlt und wünscht. Es ist desto größer, da die bürgerlichen Gesetze es nicht durch alle Verhältnisse und Lagen des menschlichen

Lebens verfolgen und also nicht bestrafen können. Aber der Abscheu aller Redlichgesinnten verfolgt einen Undankbaren. Ein Undankbarer ist leicht fähig von einer Stufe des Lasters herab zur andern bis zu dem schrecklichsten Verbrechen zu sinken. Leichtsinn und Unempfindsamkeit sind der Grund der Undankbarkeit. Wer erzeigte Wohlthaten nicht erkennt, wie will der im Stande seyn, einst aus Mitempfindung für das Schicksal seiner Brüder selbst Wohlthaten zu erweisen? Dankgefühl ist das erste, was der gute Mensch in der Freude seines Glücks äußert. Unser Dank muß zuerst zu Gott, unserm Schöpfer, Vater, Erhalter, Versorger und unendlichen Wohlthäter empor steigen. Alles unser Gebet muß Dank seyn; denn unser ganzes Leben ist Genuß seiner Liebe und Güte. Die ganze lebendige Schöpfung, und selbst die leblose ist ein lautes Chor zu seinem Lobe: und der Mensch, das herrlichste Geschöpf, das mit Vernunft empfindet, denkt und handelt, sollte nicht mit in dem Chore seyn.

Der kleinste Halm
Ist seiner Weisheit Spiegel;
Und Luft und Meer und Wald und Thal und Hügel
Sind Gottes Loblied und sein Psalm.

Jede Empfindung der Freude durch die Natur ist ein Dank, den die Kreaturen unbewußt ihrem Schöpfer stammeln; und wir, die wir wissen und erkennen, sollten nicht heiß empfinden und laut und deutlich sprechen zu seinem Preise! Die Lerche erhebt ihr Lied in dem Saatfelde, und steigt hoch mit demselben in die Lüfte bis an die Wolken: und der Mensch, für den der Himmel die Saaten segnet, wollte zurückbleiben, und nicht sein Lob durch die Wolken und alle Himmel singen. Dankbarkeit gegen Gott, unsern allgemeinen Wohlthäter, ist der Grund unserer Erkenntlichkeit gegen alle unsere übrigen Wohlthäter auf Erden. Wer nie mit glühender Andacht seinem himmlischen Vater für alle seine tausend Segnungen dankte, wie will der seinem Bruder danken, der im

Namen dieses großen Wohlthäters ihm bloß hier und da eine hülfreiche Hand gab? Aber Worte und geschmückte Reden sind kein sicherer Beweis der wahren Dankbarkeit; sind noch kein gültiger Bürge, daß der Sprechende von dem wahren echten Gefühl derselben durchdrungen ist. Mancher macht viel Wortgepränge, und seine Seele ist leer von Empfindungen; und mancher Bescheidene spricht wenig oder nichts; aber wenn gleich sein Mund verstummet, ist doch sein Herz ein lautes Gebet.

Vorzüglich sind wir sodann Dank schuldig unsern Aeltern, unsern Lehrern, unsern nähern Wohlthätern, der guten Obrigkeit und allen, die auf irgend eine Weise thätigen Antheil an unserm Schicksal nehmen. Wer den Aeltern nicht vergilt durch Liebe und Achtung alle ihre ehemalige Sorgfalt, alle ihre Treue, mit welcher sie ihn erzogen, der verdient auch von seinen Kindern einst keinen Dank für alles, was er für sie thut. Gute Lehrer und gute Obrigkeiten sind nach guten Aeltern die größte Wohlthat des Him-

mels. Wer ihre Mühe und ihre Sorgfalt nicht mit Dankbarkeit und Willfährigkeit erwiedert, der verdient nicht das Glück, das sie ihm verschaffen könnten und das er durch seinen Leichtsinn und seine Halsstarrigkeit verliert. Jede freundschaftliche Theilnahme, jeder gute Rath, jede nützliche Zurechtweisung verdient unsere Erkenntlichkeit. Der dankbare Mensch ist im Grunde gewiß ein guter Mensch, und wenn er auch viele Fehler hätte; und der Undankbare ist gewiß kein guter, und wenn er auch gleißnerisch mit mancher gut scheinenden Eigenschaft prangte. Nichts ist rührender, als eine ganze Gemeine feyerlich mit Dank vor Gott zu sehen, als eine Versammlung, die einem väterlichen Wohlthäter ihre kindliche Liebe dankbar bezeigt, als einen Kreis guter Kinder, die sich mit Herzlichkeit um einen Vater drängen, welcher eine zahlreiche Familie zur Tugend und zum Glücke liebreich auferzog. Selbst die Thiere fühlen den Trieb der Dankbarkeit, und die Geschichte erzählt davon Beyspiele, die in Erstaunen setzen. Der Hund wacht

bey dem Lager des Herrn, der ihn füttert; das Pferd duldet nur seinen Wohlthäter nahe an sich. Sollte sich der Mensch beschämen lassen von Geschöpfen ohne Vernunft, welche nur von einem unwillkührlichen Triebe gezwungen werden. Man kann sicher unter dem Dache eines Mannes ruhen, welcher dankbar war; aber gegen den Undankbaren herrscht billig ein allgemeines Mißtrauen. Wer Menschen nicht liebt, die ihm Wohlthaten erzeigen, wie will der Menschen lieben, die ihm ganz fremd sind.

Der Undank ist ein schwarzes Laster:
Nichts ist dem Redlichen verhaßter;
Nichts schändet mehr des Menschen Werth,
Als wenn ein Mensch für alle Gaben,
Womit ihn Gott und Menschen laben,
Nicht dankbar auch den Geber ehrt.

Die ohne Sinn die Wohlthat nehmen
Und sich des Herzens Rührung schämen,
Verdienten diese Wohlthat nicht.
Wie soll der Vorwurf uns entehren,
Daß je wir solche Menschen wären:
Erkenntlichkeit ist heil'ge Pflicht.

Von der Friedfertigkeit.

Friede und Eintracht überall ist eine der ersten Grundlagen zur wahren dauerhaften Glückseligkeit, Friede im Staate und in der Gemeine, in dem Hause und in der Seele: wer diesen Frieden muthwillig stört, ist durchaus kein guter Mensch. Hier ist die Rede mehr von der ruhigen, gefälligen, sanftmüthigen Stimmung im Umgange mit Menschen, von der friedlichen Geselligkeit des Lebens, welche durchaus so angenehm und willkommen ist, und deren Mangel sogleich alle Freude verscheuchen kann. Selig sind die Friedfertigen, sagt selbst der große Sittenlehrer Jesus in einer seiner wichtigsten Reden. Wer Frieden bringt, soll Frieden haben. Friede ernährt, Unfriede zerstört, im Hause wie im Reiche. Er ist ein recht friedlicher Mann; man hat nie gehört, daß er mit irgend jemand eine Zänkerey gehabt habe: spricht man zum Lobe eines Mannes, mit dem man gern umgehet, und dessen

Ge-

Gesellschaft man andern als gut und nützlich und angenehm empfehlen will. Er sucht immer zum Besten, zum Frieden zu reden, spricht man, wenn jemand thätig menschenfreundlichen Antheil an den Geschäften seiner Mitbrüder nimmt, und alle Zwistigkeiten, aus denen Feindschaft und Unglück entstehen könnte, mit Klugheit beyzulegen sucht. Jedermann schätzt, und ehrt und liebt einen solchen friedlichen Vermittler, der überall durch seine Mäßigung, seinen Ernst und seine vernünftigen Vorstellungen alle Feindschaften unvermerklich auszusöhnen weiß, Haß und Groll aus dem Herzen auswurzelt, Verträglichkeit und Liebe einpflanzt, und als ein wahrer unermüdeter Wohlthäter im Stillen Gutes stiftet. Mit Segenswünschen erinnern sich seiner noch lange nachher diejenigen, denen er ein Friedensstifter war, und sagen bey der Erwähnung des Vorfalls: wenn dieser nicht gewesen wäre, so hätte uns wohl unsere Hartnäckigkeit und Thorheit in großes Unheil gebracht. Der Friedliebende giebt nach, so viel er kann und

darf; er ist aber darum nicht furchtsam. Eben weil er Recht hat, hat er Muth und Mäßigung. Seine Vernunft leitet ihn und nicht seine Leidenschaft. Wo er sprechen muß, wo er aus Pflicht nicht nachgeben darf, da spricht er, da handelt er immer mit fester Bestimmung, mit Ueberlegung, ohne Bitterkeit und Beleidigung. Alles was Hader anzünden könnte, vermeidet er. Jeden Schritt, jedes Wort, jede Miene, jede Geberde hält er in Obacht, damit er keinem, der vielleicht sehr empfindlich ist, zu nahe trete. Er selbst legt alles zum Besten aus und benimmt sich immer so, daß niemand das, was er thut und sagt, schlimm auslegen kann. Er übersieht Beleidigungen mit Ruhe, wenn er sie auch empfindet. Er denkt, es ist besser vergeben können, als um Verzeihung bitten müssen. Er bittet aber auch willig um Verzeihung, wo er in der Sache selbst oder in der Art und Weise gefehlt hat. Wenn jemand etwas schlimmes von ihm sagt, so untersucht er, ob man vielleicht wenigstens

etwas Recht hat. Ist dieses der Fall, so nimmt er sichs zur Warnung und sucht sich in diesem Punkte zu bessern. Die Feinde sagen in ihrer Bitterkeit oft heilsamere Wahrheiten als die Freunde, welche nicht gern unangenehm werden und beleidigen wollen. Ist das Gesagte nicht wahr, so ist derjenige, der es sagte, ein Irrgeführter, ein Thor oder ein Bösewicht. Im ersten Falle verdient er Mitleid und Belehrung; im zweyten wird er durch Verachtung gestraft. Durch stille friedliche Mäßigung wird immer mehr und eher wieder gut gemacht, als durch Hitze, Lärm und Sturm. Die erste besänftiget, wenn sie mit Liebe und Güte verbunden ist: das zweyte vermehrt die Erbitterung, bläst das Feuer höher an, giebt zu neuen Fehlern Anlaß, reitzt noch mehr die Galle und legt oft den Grund zu endlosen Feindschaften. Weise Nachgiebigkeit wirkt mehr, als harte unzeitige Unbiegsamkeit. Der Sturmwind zerbricht und zersplittert die Eiche; aber der Halm und das geschmeidige Rohr ist sicher vor seiner Wuth.

Diese äußere Friedfertigkeit, die ein so großes Glück ist für den Besitzer und alle die mit ihm umgehen, ist eine Frucht der innern Seelenruhe, der schönen Eintracht, die in seinem Herzen wohnt. So wahr ist es durchaus, daß wahrhaft gute Menschen auch immer gut und nützlich für die Gesellschaft sind. Wer Ruhe in sich selbst hat, wird von außen keinen Zank suchen: aber oft sucht man durch äußerlichen Lärm die innerliche Angst zu entfernen und zu unterdrücken.

In der heiligen Schrift wird die Einigkeit der Brüder mit unter die schönsten Dinge gezählt: und wir sind ja alle Brüder; Brüder in der Familie, Brüder in der Gemeine, Brüder im Vaterlande, Brüder in der Religion; alle Brüder als Menschen auf der Erde. Habt Geduld einer mit dem andern; ein jeder hat seine Fehler. Wer die wenigsten hat, ist am billigsten; weil er weiß, wie leicht es doch ist in Fehler zu verfallen, und wie schwer es ist alte angewöhnte Fehler abzulegen. Ihr vertragt gern die Narren, dieweil ihr klug seyd; sagte der große

Menschenkenner Paulus. An diesen Spruch sollte man oft denken, ihn aber nicht oft sagen. Denn man macht Thoren durch Vorwürfe nicht weise. Der Eule thun die Augen weh, wenn sie das Licht sieht; so wird der Unverständige wild und unbändig, wenn man ihm ohne Schonung seine Narrheit mahlt. Der Friedfertige hat also Geduld; aber er verbirgt es so viel als möglich, daß er Geduld haben muß. Er sucht zu belehren mit Theilnahme, zu bessern mit Liebe, zu erinnern mit Sanftmuth, zu ermahnen mit Schonung. Wenn es ihm gelingt, so ist er froh in dem Bewußtseyn, etwas Gutes und Nützliches unternommen und ausgeführt zu haben. Gelingt es ihm nicht, so zieht er sich freylich nicht ohne Unmuth, aber doch ruhig an seinen eigenen Heerd zurück, wo nach dem Segen der Schrift Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Er hat seine Schuldigkeit gethan, wenn er auch zuweilen die kränkende Erfahrung macht, und mit Verdruß sieht, was der Vers sagt:

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens straft man einen Thoren;
Sie bleiben beide, was sie sind.

Von der Bereitwilligkeit für unser Vaterland zu streiten.

Wenn in der Gemeine alle Mitglieder gut und gerecht wären, so hätten wir keinen Zank und keine Prozesse: wenn in der großen Welt alle Völker und Könige gut und gerecht wären, so hätten wir keine Kriege. Kriege sind die blutigen Prozesse der Völker, da sie auf der Welt keinen Richter über sich haben. Gott wird zwar einst richten; aber hier giebt er sein Urtheil nur durch unsere Vernunft. Wo man nun Vernunft nicht hört, da ist keine Hoffnung zur gütlichen Gerechtigkeit und Ausgleichung. Man klagt oft mit vieler Bitterkeit über die Kriegssucht der Könige, und hat nicht Unrecht. Die Geschichte stellt viele Fürsten auf, die mit dem Blute ihrer Unterthanen umgingen, als

wäre es Regenwasser, und mit ihrem Brote, als wären es Kieselsteine. Diese nennt die Geschichte der Wahrheit Unmenschen und Tyrannen, wenn sie auch die Schmeicheley Große, Eroberer und Helden nannte. Aber auch die Nationen, welche keine Könige hatten, die sogenannten Freystaaten der alten und neuen Geschichte, machten es nicht allein nicht besser, sondern oft noch viel schlimmer. Die Händel sind da häufiger, weil die Köpfe unruhiger sind. Die Art des Kriegs ist gewöhnlich viel grausamer, weil die Gemüther erbitterter sind: und es ist in diesen Freystaaten oft viel weniger Freyheit, Gerechtigkeit und Sicherheit, sondern nur desto mehr Unruhe und Ausgelassenheit. Kriege werden wohl nicht aufhören, so lange die Menschen Menschen sind. Wenn sie nur nicht mehr so häufig, nicht mehr so oft wegen Kleinigkeiten entstehen, die der Wohlfahrt der Länder ganz gleichgültig sind; wenn sie nur nicht mehr so verheerend und unmenschlich geführt werden, so ist zum Wohl der Menschheit schon viel gewonnen. Jeder

Staat muß sich also auf alle Fälle in Vertheidigung setzen; denn die Ungerechtigkeit ist leider in der Welt so groß, daß einer auf die Freundschaftsversicherungen des andern nicht sehr trauen darf. Dieß war so von Nimrods Zeiten an, und wird wohl schwerlich ganz gebessert werden. Etwas anderes ist nicht immer etwas besseres. Das Vaterland braucht Vertheidiger: wer soll es vertheidigen, als die Kinder des Vaterlandes, als Bürger und Einwohner? So wie jedermann Sicherheit und Ruhe wünscht und verlangt, so ist er verbunden, erforderlichen Falls für diese Sicherheit und Ruhe auch selbst mit beyzutragen, zu arbeiten, zu streiten, sein Leben zu wagen, sein Leben für das Leben des Ganzen und für alle seine Brüder nicht zu achten. Denn alle haben die nehmliche Pflicht für ihn, und er hat sie für alle. Nicht Besitzung und Güter und Reichthümer machen von dieser Pflicht los, sondern verbinden desto mehr und fester dazu. Je mehr einer in dem Vaterlande und von dem Vaterlande genießt, desto

mehr ist er ihm schuldig. Je mehr einer in dem Vaterlande hat, was ihm werth ist, desto mehr ist ihm das Vaterland selbst werth. Wer also bloß mit Geld die Pflicht das Vaterland zu vertheidigen abzukaufen sucht, handelt auf keine Weise gut gegen das Vaterland. Die Obrigkeiten, welche auf diese Weise Handel zu treiben sich unterstehen, handeln noch schlechter. Die Bürger und Kinder des Vaterlandes sollen die Waffen tragen zu seiner Vertheidigung: es ist ein sehr ehrenvoller Beruf für das Vaterland jede Gefahr zu wagen. Man soll das Heil des Landes nicht in die Hände von gänzlichen Miethlingen geben, denen Glück oder Unglück des Landes gleichgültig ist, die bey dem ersten nichts gewinnen und bey dem zweyten nichts verlieren. Jeder muß etwas haben, wofür er streitet; es muß auch seine eigene Sache seyn, für die er mit Leib und Leben schlägt. Dann hat er erst wirklich Muth und Entschlossenheit und Ehrgefühl. Er weiß, seine Aeltern, seine Brüder, seine Schwestern, seine Freunde und Anverwand-

ten werden sein Verhalten erfahren und sich über seine Bravheit und gute Aufführung freuen. Er weiß, seine Schande würde sie mit Herzeleid kränken. Der Arme, der nichts besitzt, findet überall wieder ein Vaterland, in welchem er eben so viel hat, als in dem jetzigen. Aber der Mann, welcher weiß, er ist seines Vaters Erbe zu einem guten Hofe, zu fruchtbaren Aeckern und Wiesen und Gärten, wie sollte der nicht mit ganzer Seele die Sache des Vaterlandes verfechten? Die öffentliche Sache ist auch seine eigene. Je glücklicher also einer in dem Vaterlande ist, desto heiliger ist die Pflicht, das Vaterland beschützen zu helfen und die Wohlthaten zu erwiedern, die er von dem Vaterlande genießt.

Auch ist es jederzeit bey allen Völkern, die einige Bildung hatten, ein großes, ja das größte Lob gewesen, wenn jemand mit Muth und Unerschrockenheit für sein Vaterland kämpfte, wenn er unverdrossen alle Mühseligkeiten in dem Dienst desselben erduldete, keine Gefahren und keine Aufopferun-

gen scheute und seinen Mitbrüdern in der ehrenvollen Stunde des Kampfs ein ruhmwürdiges Beyspiel gab. Eine Wunde daselbst erhalten ist überall ein Ehrenzeichen; und der Tod im Streit für Vaterland und Freyheit wird immer vorzugsweise der Tod der Ehre genannt. Wir wollen den Himmel bitten, daß unser Vaterland nie in so große Gefahr komme möge. Aber wenn der Fall einträte, so wollen wir alle als Männer, als brave Männer, als gute Söhne des Vaterlandes standhaft und muthig unsere Pflicht erfüllen. Nicht Wildheit und Rohheit, sondern Unerschrockenheit und Ordnung und Muth sollen unsere Krieger auszeichnen; und jeder müsse für sich dazu beytragen, diese Ehre zu behaupten. Wir selbst sind Landleute und wissen, wie wohl eine gute Begegnung thut; es müsse also nie eine gegründete Klage über unser Betragen, sey es wo es wolle, erhoben werden. Menschlichkeit geziemt dem Krieger vorzüglich, mehr als irgend einem andern Stande; da in dem Stande des Kriegers Menschlichkeit so werth

und so theuer ist. Nur der Mann, der gegen uns Waffen trägt, ist thätig unser Feind; und nur so lange er Waffen trägt. Gegen alle übrigen sollen wir freundschaftlich seyn und die Plagen des Kriegs so viel wir können erleichtern. Selbst unser Feind hat Anspruch, hat ein gegründetes Recht auf Schonung und Milde, sobald er nicht mehr die Waffen gegen uns hebt. Es ist eine Schande, einen Gefangenen zu mißhandeln; fast mehr, als es Schande ist, dem bewehrten eindringenden Feinde den Rücken zu kehren, wenn man noch widerstehen kann. Ein alter Krieger verdient stets unsere Achtung; und desto mehr Achtung, je weniger er oft Belohnung findet. Es ist etwas sehr wehmüthiges, wenn ein alter Mann in dem Lande, für welches er seine Kräfte aufgeopfert, für welches er seinen Körper mit Narben bezeichnet trägt, in seinen schwachen Jahren kümmerlich sein Brot suchen muß. Wenn der Staat nicht alle seine entkräfteten Kriegsleute ernähren kann, so wollen wir, deren Pflichten sie

vielleicht mit erfüllt haben, ihnen ihr Loos doch zu erleichtern suchen. Wer nicht sein Vaterland vertheidigen wollte, verdiente nicht ein Vaterland zu haben; und billig wird denjenigen vorzüglich Achtung bewiesen, welche für dasselbe und für die Sicherheit aller ihrer Mitbürger schon mit Muth ihr Leben gewagt haben.

Gott, unser Schutz, gieb Frieden unsern Zeiten,
Und Glück und Heil zu jedem Stand;
Doch ruft die Pflicht, so laß uns muthig streiten
Für unser gutes Vaterland:
Und selbst im Kampf sey mit uns jederzeit
Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

Von Fehlern und Lastern überhaupt.

So wie die Tugend, und nur die Tugend allein, den Menschen wahrhaft glücklich macht, so kann nur das Laster ganz allein den Menschen wahrhaft elend machen. Die Weisen mögen es nennen Laster, die Richter

mögen es nennen Unrecht, die biblischen Sittenlehrer mögen es nennen Sünde; es ist alles eins. Sein verderbliches Wesen ist, daß es Unordnung stiftet, jeden Frieden stört und die Menschen zu nichtswürdigen verworfenen Kreaturen macht, alles mögliche Glück untergräbt, die Lasterhaften mit innerlicher Pein quält, und sie und alle um sie her endlich vielleicht ohne Rettung elend macht. Die Sünde ist das Unrecht und der Leute Verderben, sagt die Schrift. Thorheit und Laster sind die Geißeln der Menschheit, sagen die weisen Männer aller Völker. Ungerechtigkeit und Bosheit schaffen alles Unheil auf dem Erdboden, sagt der rechtschaffene Verwalter der Gesetze: und alle sagen die Wahrheit, und die nehmliche Wahrheit. Bey den Guten ist der Himmel, und bey den Bösen ist die Hölle. Wenn es also unbezweifelt fest und wahr ist, daß Gutes am Ende nur Gutes und Böses endlich Böses wirken muß, so sollen wir billig beständig mit der größten Aufmerksamkeit über uns wachen, damit nicht Fehler, üble Gewohn-

heiten, Unbesonnenheiten und endlich Laster in unserer Seele Wurzel fassen, ohne daß wir daran denken. Obgleich Fehler, Vergehungen und Laster wider unsere Vernunft, und also auch wider unsere Natur sind, so ist es doch so leicht, durch Unbesonnenheit und Mangel der Ueberlegung in manchen Fehler zu gerathen, ohne daß wir es uns bewußt sind, was wir thun. Endlich ist unvermerkt eine schlimme Fertigkeit daraus entstanden, von der wir uns nur mit vieler Anstrengung wieder los machen können. Nenne man dieses Erbsünde, oder Schwachheit, oder Unvollkommenheit; sie ist das Loos jedes endlichen Wesens; und wir sollen mit aller Kraft dagegen kämpfen. Wenn wir sie auch nie ganz austilgen können, weil wir immer endliche Wesen bleiben, so werden wir sie durch Uebung, Aufmerksamkeit und Fertigkeit im Guten doch immer mehr und mehr unterdrücken und sie uns und andern immer unschädlicher machen. Wenn wir uns im Guten üben, so gewinnen wir nach und nach immer mehr Liebe zu demsel-

ben und mehr Fertigkeit darin; eine gute Eigenschaft hilft der andern, eine Tugend bietet der andern die Hand. Vielleicht kostet uns der Anfang Anstrengung und Ueberwindung; aber bald wird sie leicht, dann angenehm, dann wohlthätige Neigung, und endlich Nothwendigkeit unserer Denkart und Handelsweise und unsers Wesens selbst. So auch mit dem Bösen. Anfangs hat der Mensch bey den ersten Versuchungen vielleicht Furcht und Widerwillen, sodann wird er gleichgültig, sodann leichtsinnig und unbesonnen: und endlich ist das Schlimme zur Gewohnheit geworden, in welcher ein Gedankenloser immer weiter geht, bis er am Rande des Verderbens durch den Anblick der entsetzlichsten Gefahr aufgeschreckt wird.

Sobald wir uns fest und unwidersprechlich überzeugen, daß das Gute oder die Tugend endlich unsere Glückseligkeit, daß das Böse oder das Laster endlich unser Elend bewirkt; wie könnten wir dann noch eine Minute zweifelhaft seyn, welchen Entschluß wir auf unser ganzes Leben fassen und fest-

hal-

halten wollen? Meistens straft sich das Laster sogleich selbst, und der Uebertreter trägt sogleich seinen Lohn mit sich: aber wo auch Versteckung und Heucheley die sichtbaren Folgen desselben weiter hinaus entfernen, da kommen sie doch endlich desto schrecklicher. Und wie verächtlich und erniedrigend ist es nicht schon, seine Zuflucht zur Verstellung und Heucheley nehmen zu müssen, und sich in seiner wahren Gestalt nicht zeigen zu dürfen! Endlich wird den Scheinheiligen und Scheinredlichen die Larve zu desto größerer Schande abgezogen, und er steht nackend und bloß da in seiner ganzen Häßlichkeit. Die Klugheit der Bösen wird bald nur zu desto größerer Thorheit: denn nur die Weisheit der Tugend und Redlichkeit, der Wahrheit und Rechtschaffenheit, der Gerechtigkeit und Menschenliebe hält immer fest und bringt ihren Verehrern immer Sicherheit.

Wir haben bisher von einigen der vorzüglichsten Tugenden gesprochen, deren Ausübung zu dem Glück der einzelnen Menschen und der Gesellschaften höchst nöthig oder

durchaus unentbehrlich ist. Wir wollen nun auch über einige der gewöhnlichen Fehler und Laster reden, welche das Glück der Menschen zerstören und so manches Unheil auf der Erde anrichten. So wie jene Vorstellung der Tugend uns zur Tugend ermuntern sollte; so muß uns der Anblick dieser Laster von dem Laster zurückschrecken. Es war zwar bey der Betrachtung jeder Tugend sehr leicht, auch das entgegengesetzte Laster kennen zu lernen, um es zu hassen und verabscheuen zu können: da aber diese Laster in einer oder der andern Gestalt überall noch großen Schaden in der Welt anrichten, so wird es nicht überflüssig seyn, von einigen derselben noch etwas mehr zu sagen, damit wir an der Ausrottung derselben desto mehr und thätiger und glücklicher arbeiten mögen.

Von der Gottlosigkeit.

Gottlos nennt man wohl im gemeinen Leben jedes Laster, weil durch jedes der Mensch gewissermaßen Gott lästert, Gottes und seiner Ordnung und seiner ganzen Einrichtung spottet, oder zu erkennen giebt, daß er nicht wahrhaft an ihn glaubt. Aber Gottlosigkeit im engern Verstande ist entweder der gänzliche Mangel des Glaubens an Gott, oder unerhörte Unbesonnenheit in allem, was sich auf Gott, Vorsehung, Religion, Tugend und wahre Würde des Menschen bezieht. Wer ohne Gott ist, ist gottlos, so wie derjenige sinnlos ist, der ohne Sinn ist und handelt. Wer Gottes Allmacht und Weisheit und Güte läugnet, wer seinen Mitmenschen den Trost der Religion, die Hoffnung der Ewigkeit und die Vergeltung der Thaten rauben will, ist gottlos. Wer über Dinge, die jedem guten Menschen heilig sind, über Wahrheit und Tugend spottet, ist gottlos. Wie schrecklich und entsetzlich muß der Zu-

stand eines Menschen seyn, dem Gott, Vorsehung, Religion, Tugend, Hoffnung der Unsterblichkeit nichts ist: und wie noch schrecklicher, wie noch entsetzlicher muß der Zustand eines Menschen seyn, der Härte, Verderbtheit des Herzens und Bosheit genug hat, auch seinen Mitbrüdern diesen seligen Trost rauben zu wollen! Aber nicht allein das gänzliche Leugnen oder die vermessene Zweifelsucht an der göttlichen Wahrheit der Religion ist gottlos; sondern auch und noch mehr der leichtsinnige, unbesonnene, frevelhafte Mißbrauch dieser göttlichen Lehren. Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen, ist eines der ersten Gebote der weisen Gesetzgebung von Sinai. Wir schämen uns schon den Namen unserer Lehrer, unserer Obrigkeiten, unserer Fürsten, ohne Ehrfurcht und mit Geringschätzung zu nennen; und wir sollten nicht voll heiliger Ehrfurcht seyn, wenn wir den Namen des Gottes der Welten nennen, vor dem die Erden Sandkörner und die Sonnen Lichtfunken sind, und der Könige und Bettler

in gleicher Wage nach ihrem wirklichen Werth wägt. Das Fluchen ist entweder Bosheit oder Unsinn; verräth entweder Finsterniß des Verstandes oder Verkehrtheit des Herzens, oft auch beides zugleich. Ein Mann, der immer die Wahrheit zu reden gewohnt ist, wie jeder vernünftige Mensch soll, hat nicht nöthig, das was er spricht, feyerlich zu betheuern. Man glaubt seinem Worte; und wenn man diesem nicht glaubt und nicht glauben kann, so glaubt man eben so wenig seinen Schwüren. Flüche und Schwüre zeigen überall einen sehr frevelhaften, rohen, ungebildeten Menschen, und sind für ein vernünftiges Wesen, das die Majestät des Schöpfers und seine eigene Würde fühlt, sehr erniedrigend. Ist es nicht unsinnig, dem Himmel durch seine Ruchlosigkeit und Verwegenheit Trotz bieten zu wollen? Gott ist kein Mensch, daß er zürne; aber ein Mensch, der so frevelnd denken und reden kann, zeigt schon selbst eine Gemüthsstimmung, die ihn der wahren Glückseligkeit unfähig macht. Wie will der Mensch glücklich seyn, der bey

jeder Gelegenheit den Zorn des Himmels auf sich herabruft und böse Geister zu seinem Verderben auffordert? Nicht der Zorn des Himmels, den er herabruft, nicht die bösen Geister, welche er auffordert, bringen ihm Verderben; sondern seine eigene Bosheit, seines Herzens Verstocktheit und seines Geistes Finsterniß. Der Himmel straft immer die Lasterhaften durch ihre eigenen Laster. Der Gottlose wird endlich fürchterlich durch allen Mangel des Trostes, durch die Pein der Seelenangst und zuweilen durch Verzweiflung am Rande des Lebens gestraft. Dem Gottseligen und Tugendhaften ist die Stunde des Todes eine Bothschaft der Ruhe und des Friedens; dem Gottlosen und Lasterhaften ist sie eine Folter ohne Linderung, eine unaussprechliche Qual ohne Hoffnung. Selbst die Vernunft hat dann Schiffbruch gelitten und ist unfähig die letzten Strahlen des Lichts zu sehen, den letzten Weg zur Rettung und Ruhe zu finden. Es giebt fürchterliche Beyspiele dieser Art, die jeden noch der Besinnung fähigen Menschen bey-

zeiten abschrecken sollten, der den Weg der Sünder angetreten hat und sich schon dorthin setzet, wo die Spötter sitzen. Jedes Laster kann ein trauriges Ende nehmen; aber das Ende der Gotteslästerer und Religionsspötter ist das gräßlichste, es mag sie noch die Pein des Gewissens ergreifen oder sie mögen dahin fahren in ihres Herzens Härtigkeit. Manchmal wird der Grund zu diesem schrecklichen Zustande durch jugendlichen Leichtsinn und Mangel eines vernünftigen Unterrichts gelegt. Wie wichtig, wie heilig muß also Aeltern und Erziehern die Pflicht seyn, über das junge Herz und den aufkeimenden Verstand ihrer Kinder und Pfleglinge zu wachen, damit sie sich nicht in diese Irrwege voll tödtlicher Gefahren verlieren. Wie wichtig, wie heilig ist die Pflicht eines jeden Menschen, alle seine Empfindungen und alle seine Gedanken durch Vernunft und Religion prüfen und leiten zu lernen! Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Wer nicht Gott, seinen Schöpfer und Wohlthäter ehret, wer die heilige ewige Wahr-

heit seiner Religion nicht lebendig fühlt, nicht in derselben seine ganze Glückseligkeit sucht und findet, der wird nie ganz und sicher weise und zufrieden. Möchte niemand von uns Ursache haben, vor sich selbst zu zittern, wenn er in seinen Busen greift, wenn er die geheimsten Gedanken und Empfindungen seiner Seele untersucht; möchte jeder sich an den Trost der Tugend und der Gottseligkeit halten, so lange es Zeit ist. Wer Gott nicht fürchtet, nicht liebet, als seinen Vater, der fürchtet ihn endlich mit Entsetzen als seinen Richter.

Gott, unser Trost, laß uns von dem Gedanken
An dich, an dich, nie nie ein Haarbreit wanken;
Laß unser Ohr nie hören Spott der Spötter,
Gott, unser Retter!

Laß unser Herz stets deine Wege wallen,
Und lehr uns thun nach deinem Wohlgefallen,
Daß hier durchaus im Glück nichts, nichts im Leide
Von dir uns scheide.

Vom Aberglauben.

Der Gottlosigkeit und dem Unglauben ist entgegengesetzt die fromme Schwärmerey und der Aberglaube. Der Unglaube will sich von nichts überzeugen und spottet über alles; der Aberglaube glaubt zu viel, und findet in seiner Schwäche des Verstandes überall Gegenstände der Furcht und Verehrung. Der Unglaube ist stolz und verwegen; der Aberglaube ist niedrig und kriechend. Die Gestalt des Aberglaubens ist zwar nicht so schrecklich und furchtbar, aber desto trauriger und niederschlagender. Es ist nicht selten der Fall, daß der Mensch von einem zum andern übergeht: der Abergläubige wird ein Ungläubiger, und so im Gegentheil. Der Ruchlose und Ungläubige hat über Gott und Vorsehung gespottet, hat über Wahrheit und Tugend Hohn gelacht, hat die Lehren von Seligkeit und Verdammniß wie Mährchen behandelt und in seiner kühnen stolzen Unbesonnenheit jeden für einen Schwachkopf ge-

halten, dem ein Begriff dieser Art heilig war. Auf einmal wird seiner Seele bange, er sinkt oder stürzt herab von seiner Höhe; und wo er vorher nichts sahe, sieht er nun lauter Schreckgestalten und Gespenster. Der Mensch, der ehemals keinen Gott fürchtete, fürchtet nun die thörichte Prophezeihung eines alten Weibes. Der Unglaube ist Verwegenheit des Verstandes in kühner Zweifelsucht; der Aberglaube ist Mangel des Verstandes in blinder Annahme von Träumereyen ohne alle vernünftige Gründe. Der Unglaube verwirft mit ruchloser Verwegenheit das Heiligste, worin die Vernunft des Menschen Licht und sein Herz Beruhigung findet: der Aberglaube sieht mit Blödsinn überall Dinge, die er mit der Religion verbindet, ohne daß sie in einiger nahen Verbindung mit ihr stånden. Es ist vielleicht schwer zu entscheiden, ob Unglaube oder Aberglaube mehr Schaden stifte und den vernünftigen Menschen mehr zur Schande gereiche. Der Abergläubige ist beständig ein sehr jämmerlicher Mensch. Seine Begriffe sind eingeschränkt und thöricht; seine

Handlungen sind also furchtsam, unbestimmt und ohne Werth. Er unternimmt etwas, nicht weil es Pflicht, nicht weil es gut ist, sondern weil seine Großmutter ohne Gründe es so oder so befohlen hat: er unterläßt etwas, nicht weil es schlecht, gewissenlos und pflichtwidrig ist, sondern weil irgend eine eingebildete Vorbedeutung ihn davon abhält: und so unterläßt er oft etwas sehr Gutes und thut etwas sehr Schlimmes. Alle Raben und Kauze und Eulen sind ihm Unglücksbringer und Leichenvögel. Jeder Kreuzweg ist für ihn voll Gespenster, und jede Mitternachtstunde eine Geisterwandlung. Er fürchtet sich mehr vor einem quergelegten Besenstiel, als vor Sünde und Hölle; und hat mehr Achtung vor der Wahrsagung einer alten Sibylle, als vor allen zehen Geboten. Ein Hase oder eine Aelster setzen ihn in Angst, und etwas eben so gleichgültiges erlöset ihn wieder daraus. Der Abergläubige sieht in jedem Irrlicht einen bösen Geist, in jedem Stückchen leuchtenden faulen Holz einen Drachen; hört in jeder Unke eine Wehklage

und hält jede schwarze Katze für eine Hexe. Nichts ist lächerlicher, aber nichts ist oft auch trauriger, als Menschen mit so verkehrtem schwachem Verstande, welche von den gewöhnlichsten Erscheinungen der Natur in Furcht und Schrecken gesetzt werden. Solchen Leuten ist alles voll Ahndungen; und sobald die Sonne untergeht, tritt die Zeit der Angst und Bangigkeit ein. Solche schwache Menschen sehen in ihrer kranken Einbildungskraft Engel und Teufel herum wandeln; und es ist kein Winkel, kein Hohlweg, kein alter Weidenbaum, den sie nicht mit einem Geiste besetzten. Sie sehen sogleich Krieg und Blutvergießen und Hunger und Pest in einem Nordlichte und ängstigen sich über einen Schatten im Mondschein. Das Herzdrücken von schwerem Blute und den zu reichlichen Mahlzeiten halten sie für den Alp, der in sonderbaren Gestalten die Besessenen quält. Sie halten in ihrer Seelenkrankheit alle diejenigen für leichtsinnig und ruchlos, die ihre frommen schwärmerischen Thorheiten nicht mit glauben; und fürch-

ten, man wolle ihnen ihren Glauben neh=men, wenn man ihnen nur etwas mehr Er=leuchtung und Menschenverstand geben will.

Dieser Aberglaube aller Art, dessen Um=fang so groß ist, als die verkehrten Vorstel=lungen der Menschen mannichfaltig und ver=schieden sind, herrscht zwar jetzt nicht mehr so auffallend albern und lächerlich, als ehe=mals in den noch ganz finstern Zeiten. Aber doch giebt es noch hier und da eine Menge Personen beiderley Geschlechts, besonders auf dem Lande, die bald über diesen bald über jenen Punkt ihre eigenen abergläubischen Mei=nungen haben. Viele bringen dergleichen Vorurtheile mit aus der Kinderkappe, wo man sie in ihrer ersten Jugend damit zu unterhalten oder auch zu schrecken suchte. Manche Aeltern bedienen sich aus Unüber=legtheit des Mittels, fürchterliche Geschichten des Aberglaubens zu erzählen, um ihre Klei=nen in Ruhe zu erhalten, ohne selbst im geringsten daran zu glauben. Aber sie be=denken nicht, was sie thun, daß sie die junge feurige Einbildungskraft der Kinder

mit solchen Ungereimtheiten anfüllen, die sie dann nur sehr schwer oder auch wohl nie ganz mit Vernunft wieder herausbringen können. Gewöhnlich wird in der Jugend der Grund zu jeder Tugend oder zu jedem Laster gelegt; vorzüglich setzt sich da der Aberglaube und die lächerliche ängstliche Leichtgläubigkeit an vernunftlose Vorurtheile fest. Selten werden die Menschen ganz wieder von allen diesen verkehrten Vorstellungen geheilt und selten kehren sie ganz ruhig zu geläuterten, vernünftigen Begriffen zurück. So wie auf den Unglauben oft Aberglaube folgt, so folgt nicht selten auf den Aberglauben auch der Unglaube; wenn der Mensch endlich das Lächerliche und Abgeschmackte seiner alten Meinungen einsieht, und nun in der Unbesonnenheit und der neuen Verwegenheit alles für Falschheit und Betrug hält. So irrt der Mensch sehr oft sehr gefährlich, indem er zu viel oder zu wenig glaubt, zu viel oder zu wenig redet, zu viel oder zu wenig thut. Gegen den Aberglauben ist kein sichereres Mittel als ent-

schlossener Gebrauch unserer Vernunft, unbefangene Ueberlegung, freymüthige Untersuchung eines jeden Dinges. Diejenigen, welche den Aberglauben befördern und unterhalten helfen, sey es Aberglaube in der Religion oder im gemeinen Leben, um dadurch die Menschen zu täuschen und ihren eigenen Vortheil daraus zu ziehen, sind immer schlechte, verächtliche, schändliche Betrüger; sie mögen seyn von welcher Art Menschen sie wollen. Und alle diejenigen, welche helle, wahre, reine, richtige Begriffe verbreiten helfen, sind wahre Freunde und Wohlthäter der Menschen: denn daraus muß endlich immer etwas Gutes und Nützliches entstehen.

Von der Lieblosigkeit.

Es ist nichts gewöhnlicher in der Welt als Klagen. Jeder klagt über irgend etwas, und glaubt in seinem Herzen sehr vielen Grund dazu zu haben. Und diese Klagen

treffen meistens entweder die Menscheu überhaupt, oder irgend einen Menschen insbesondere. Jeder beklagt sich über den andern mit Recht oder mit Unrecht, und oft in den bittersten Ausdrücken. Diese Gewohnheit und Geneigtheit zu klagen entsteht freylich oft aus erlittenem oder geschehenem Unrecht, und hat ihren Grund; aber oft entsteht sie doch auch aus gänzlichem Mangel an christlicher Liebe und Geduld und Nachsicht mit menschlichen Schwachheiten. Jeder ist Mensch und hat gewiß seine Fehler und Schwachheiten, und darf hoffen, daß man diese für nicht mehr als für Fehler und Schwachheiten halten wird. Die Besten sind immer am geneigtesten zu verzeihen und Gutes zu denken. Diejenigen, die wegen ihrer eigenen Fehler die Verzeihung am nöthigsten haben, sind oft die härtesten in Beurtheilung anderer. Wir nennen dieses Liebloſigkeit, weil es Mangel an Menschenliebe zeigt, von seinem Nächsten immer das Schlimmste zu denken, die schlimmste Auslegung von seinen Reden zu machen und

über-

überall die schlimmste Seite von seinen Handlungen aufzusuchen. Wie klein und geringschätzig muß der von dem Menschen denken, welcher ihm gar keine aufrichtigen redlichen Gesinnungen, gar keine edlen uneigennützigen Handlungen zutraut? Er ist selbst ein Mensch; wer soll also von ihm etwas Gutes glauben, wenn er von andern nichts Gutes glaubt? Hat er dieses Mißtrauen aus seinem eigenen Herzen, aus seiner eigenen Seele genommen, so müssen beide von keinem großen Werthe seyn. Ist er durch Erfahrung zu einem so allgemeinen Argwohn verleitet worden, so ist er zwar zu bedauern; aber er ist doch immer ungerecht und hart und lieblos. Wenn ihn einige beleidiget haben, mit welchem Recht kann er daraus schließen, daß alle seine Feinde sind? Wenn einige böse waren, mit welchem Recht kann er darum glauben, daß alle nichts taugen? Und wenn ein Mann lange gelebt und viel erfahren hat, so ist seine Bekanntschaft immer noch sehr klein gegen die Menge Menschen, die er nicht kennt: und selbst in seiner

Bekanntschaft kennt er vielleicht die wenigsten ganz. Der Grund der Lieblosigkeit ist also immer entweder Mißmuth, Schwachheit und Blödsinn, oder Schadenfreude und eigene Bosheit. Ihr sollt alles zum Besten kehren, lautet das Gebot der Schrift; und die Schrift gebietet immer nur das Gute, Löbliche und Nützliche. Wer alles zum Schlimmsten kehret, ist schon sehr schlimm, oder in Gefahr es zu werden. Wenn die Menschen auch gleich ziemlich eigennützig sind, wenn sie auch gleich immer vorzüglich auf ihren Vortheil denken, wenn sie auch gleich in ihrer Lage manchmal nicht ganz löbliche und gemeinnützige Neigungen haben und sie nähren, so sind sie doch darum auch nicht sogleich böse. Der Himmel erlaubt es, er will es, daß jeder für sich sorgen soll; dadurch wird viel gearbeitet: und der Zusammenhang ist in der Welt unter allen Menschen so, daß einer nie für sich allein arbeiten kann, sondern auch durch seinen Fleiß das Wohl der andern selbst wider seinen Willen mit befördern

muß. Es ist freylich nicht edel, merklich eigennützig zu seyn: aber wenn die Menschen dabey nur nicht ungerecht sind, so dürfen wir ihnen dieses schon nachsehen. Wir können nie den Grund und die Ursache von den Handlungen der Menschen ganz genau einsehen: und da wir dieses nicht können, wie ist es möglich, ganz richtig und unwidersprechlich zu urtheilen, ob die Handlungen wirklich so schlecht sind, als sie zu seyn scheinen? So lange wir nicht ganz gewiß sind, daß ein Mensch durchaus schlecht gehandelt habe, sollen wir immer glauben, es sey möglich, daß er noch gut, wenigstens nur leichtsinnig, wenigstens nicht aus Bosheit gehandelt habe. Durch schlimme Auslegung machen wir nichts besser und richten nur Hader und Groll an. Durch Sanftmuth, Geduld und liebevolle Zurechtweisung wird der Irrende und Leichtsinnige wieder zur Tugend gewonnen: aber durch Bitterkeit und unbarmherzige Mißdeutung wird der Unbesonnene oft vollends zum Bösewicht gemacht. Wer das große Gebot der christlichen

Liebe einsicht, fühlt und übt, wird nie in solche Lieblosigkeit verfallen können.

Dadurch wird nicht befohlen, daß wir gegen das offenbare Laster nachgiebig oder gar ohne Einschränkung gütig seyn sollen. Gegen dieses ist vernünftige Strenge nöthig, um den Menschen das Lästerliche des Lasters ganz fühlen zu lassen. Wer zu einem überwiesenen Diebe guter Freund und zum Trunkenbolde lieber Bruder sagen wollte, würde ihnen schwerlich das Häßliche ihrer Vergehungen so begreiflich machen, als wenn er sich gegen beide mit dem Ernst beträgt, den sie verdienen. Wir sollen nur nicht gleich Bosheit suchen, wo vielleicht nur Leichtsinn ist; nicht Laster und Verbrechen argwohnen, wo vielleicht nur eine Unbesonnenheit war: wir sollen alles zum Besten kehren. Wir sollen die Fehler des Nächsten nicht ausschreyen, sondern sie vielmehr zudecken, damit er ihre nachtheiligen Folgen nicht zu empfindlich spüre: und ihn selbst sollen wir durch Vernunft und Güte von diesen Fehlern zurückzuziehen suchen. Die Geduld und

Nachsicht, die wir mit andern haben, werden alle andere wieder mit uns haben; denn niemand ist fehlerlos. Alsdann werden wir alle wie Brůder, wie gute Kinder einer einzigen großen Familie leben, das Gute doppelt genießen und das Schlimme leicht ertragen.

Von der Zanksucht.

Der Friedfertigkeit, welche eine der schönsten menschlichen und christlichen Tugenden ist, wird die Zanksucht, eines der schlimmsten Laster, entgegengesetzt. Es giebt Leute, von denen man wohl sagt, daß sie ohne Zank und Streit nicht leben können. Es ist eine unselige Gewohnheit, sich und andern Unruhe und Verdruß und Aergerniß machen zu můssen. Freylich meinen es dergleichen Leute nicht allemal böse und sind selbst nicht allemal schlimm; aber es läßt sich doch nur sehr schlimm mit ihnen leben. Zorn und Hitze und Eigensinn sind gewöhn-

lich der Grund eines solchen Betragens. Die Personen selbst, welche diesem Fehler unterworfen sind, werden eben so unglücklich dadurch, als alle diejenigen leiden müssen, welche mit ihnen umgehen. Wenn wir hohe Glückseligkeit nennen wollen, so sagen wir nur Frieden, und nennen die höchste Glückseligkeit in jenem Leben den ewigen Frieden; das Entgegengesetzte des Friedens, Krieg, Hader, Zank und Streit ist also auch das Entgegengesetzte der Glückseligkeit, ist also immer großes Elend. Wer an Hader und Streit Vergnügen findet, ist auf dem Wege der Verdorbenheit und Bosheit schon weit gekommen. Aber die Zanksüchtigen finden eigentlich wohl kein Vergnügen am Zanke, sondern sie sind nur eines so mürrischen, unleidlichen und unverträglichen Wesens, daß die geringste Kleinigkeit, die, wie man sagt, nicht nach ihrem Kopfe geht, ihre Galle reitzt und sie in Aergerniß und Bitterkeit oft sehr laut und qualvoll überströmen läßt. Er ist ein böser Mann, sagt man wohl von einem solchen Manne, nicht als ob er durchaus

boshaft wäre, sondern nur weil er in diesem Hauptpunkte des menschlichen Lebens nicht gut ist, und weil es sich in seiner Gesellschaft nur sehr schlimm leben läßt. Die Gesellschaft eines solchen Menschen flieht man mit Recht; er richtet nur Verwirrung und Unheil an. Wohin er kommt, ist sogleich Krieg; er störet jede Freude und verscheucht jedes Vergnügen. Du mußt ihm nicht zu nahe kommen, er ist ein Händelmacher, warnt jeder vor ihm. Sie hat eine böse schneidende Zunge; jedes Wort, das sie sagt, giebt eine Wunde, spricht man von einem zänkischen Weibe. Wenn vorher die freundschaftliche Fröhlichkeit herrschte, so wird alles sogleich stumm, wo sie erscheinen, weil jedermann fürchtet, ihnen durch irgend einen unbewachten Ausdruck Gelegenheit zum Streit zu geben. Der Zanksüchtige findet in jedem Worte Veranlassung zur Mißdeutung; jede Miene ist ihm verdächtig, und sogar das Stillschweigen anderer kann er nicht vertragen, weil er das Schweigen für Tadel und den Schweigenden für seinen

Gegner hält. Wer von Jugend auf durch seine eigenen oder seiner Erzieher Fehler und Vernachläßigung diese unselige Gewohnheit bey sich hat einwurzeln lassen, dem wird es sehr schwer sich davon los zu machen: aber desto eifriger muß er bemüht seyn, damit es ihm endlich doch gelinge dieses böse Laster abzulegen. In der Jugend muß jede Tugend aufkeimen: im erwachsenen Alter kostet es überall zehnmal größere Mühe, einen mit aufgewachsenen Fehler auszurotten. Die Lehre und Religion Jesu zeichnet sich hier besonders aus: sie ist vorzugsweise eine Religion des Friedens und der Sanftmuth, weil diese Tugenden vorzüglich die Glückseligkeit der Menschen in allen ihren Lagen begründen und befördern, so wie die entgegengesetzten Fehler und Laster es untergraben und zerstören. Der Zänker empfindet täglich selbst die unangenehmen Folgen seiner unglücklichen Leidenschaft. Er sieht, man liebt ihn nicht, und wird dadurch noch bitterer; er sieht, man flieht ihn, und wird dadurch noch mürrischer. Er geräth endlich in Zank mit

sich selbst, und wie sollte er mit andern in Frieden leben können? Möchte keiner unter uns, keiner unserer Freunde und nähern Bekannten so unglücklich seyn, auf diese traurige Weise seine eigene und seiner Brüder Ruhe und Zufriedenheit zu stören.

Von der Spielsucht.

Das Spiel ist das Verderben manches Mannes, und durch ihn mancher Familie, die auf ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtiget war. Spiel an und für sich selbst ist zwar etwas Gleichgültiges; und wenn es den Geist erheitert und den Körper stärket, kann es sogar seinen Nutzen haben. Aber das gilt schwerlich von unsern gewöhnlichen Spielen, am allerwenigsten von dem Kartenspiel. Wenn es Leidenschaft wird, wie es oft der Fall und immer große Gefahr dazu ist, so ist es die verderblichste aller Leidenschaften. Uebungsspiele für Körper und Seele ausgenommen, ist für alle übrigen gar

kein vernünftiger Grund vorhanden. Wer verlieren wollte, wäre ein Thor. Wer gewinnen will, handelt nicht ganz ehrlich und rechtschaffen, wenigstens nicht edelmüthig, sein Gegner mag seyn Freund oder Feind. Wer zum Zeitvertreibe spielen will, zeigt daß er sehr viel Zeit übrig hat, die er sich vertreiben zu müssen glaubt. Unsere Lebenszeit ist aber so kurz und so eilend, wir haben während derselben so viele große und wichtige Dinge zu thun; und wir könnten uns diese Zeit noch vertreiben wollen! Uebungsspiele sind gut und zweckmäßig und nützlich für Knaben und Jünglinge; sie erheitern die Seele und bilden den Körper. Der Mann darf daran immer noch Antheil nehmen, wenn es ihm noch Vergnügen macht, und er der Jugend durch seine Gegenwart und durch seinen Ernst nützen kann. Aber dem Manne ziemt kein Spiel, als das Spiel, welches Erholung gewährt. Bey welchem unserer Spiele kann wohl wahre Erholung der Zweck seyn? Und wenn sie es Anfangs wirklich ist, so ist doch große Gefahr, daß bald Neben-

absichten eintreten und endlich zur Hauptsache werden. Keine Gewohnheit setzt sich leichter fest und ist sodann hartnäckiger, als die Gewohnheit des Spiels. Jetzt spielt man zur Erholung, dann aus Gewohnheit, dann aus Neigung, dann aus Bedürfniß; es kommt Leidenschaft und Gewinnsucht hinzu: und am Ende wird der Mensch das traurigste Opfer eines Lasters, das Anfangs bloß Leichtsinn und Unbesonnenheit gewesen war. Wenn die Reichen Thoren genug sind, ihr Vermögen und ihre Zeit, weil sie von beiden zu viel haben, so unbegreiflich zu verschwenden; so werden sie oft auch bitter genug dafür bestraft. Wenn aber wir Landleute, die wir in unserer Lage jeden Groschen haushälterisch zu Rathe zu nehmen Ursache haben, so sinnlos handeln; so wird das, was sonst nur ein Fehler gewesen wäre, ein Verbrechen. Giebt es nicht zuweilen auch auf dem Lande Väter, die in dem Wirthshause ganze Tage an die Karte geheftet sitzen, ihre Geschäfte und Arbeiten, und alle ihre Pflichten und ihre ganze Familie darüber vergessen, und

gewissenlos Zeit und Geld verschleudern? Das Weib eines solchen Mannes sitzt vielleicht trostlos zu Hause und weint: die Kinder fragen die Mutter, warum sie weinet, und ihre Gutmüthigkeit kann den Vater in der Traurigkeit ihres Schmerzes doch nicht bey seinen Kindern verklagen, um das Uebel nicht noch unheilbarer zu machen. Unverantwortlich ist es, diejenigen Mittel, womit er sich und seine Familie erhalten sollte und vielleicht andern noch wohlthun könnte, nichtswürdig im Spiele wegzuwerfen: aber grausam und unmenschlich ist es, durch dieses schreckliche Laster diejenigen Personen, denen er Nahrung und Unterhalt schuldig ist, in Mangel und Armuth und Elend zu stürzen. Und wie oft ist dieses nicht der Fall! Schulden sollen bezahlt, das Haus soll versorgt werden; und der Hausvater wirft seinen Verdienst oder gar nach und nach sein väterliches Vermögen auf einen Kartenteller. Angst und Elend folgt dem Verluste. Und gesetzt, er gewinnt, so bringt er vielleicht andere in die nehmliche Lage, in welche er

selbst hätte gerathen können. Ein anderer klagt dann vielleicht mit Bitterkeit über ihn, wie er bey dem Verluste über den andern würde geklagt haben. Er ist ein Spieler, ist schon eines der schlimmsten Zeugnisse, das man einem Manne geben kann, der eine Familie zu versorgen hat und Ordnung und Genauigkeit in seinen Geschäften haben soll. Wie mancher fing mit dem Spiele an, schritt dann aus Noth zu Untreue und Betrug, ward Dieb und Verräther des anvertrauten Gutes, verlor Ehre und jede Aussicht auf Glück des Lebens, und zog seine ganze unschuldige Familie mit sich in seine Schande und in sein Verderben. Unglaublich wäre es, wenn wir nicht manche Beyspiele hätten, daß Menschen so ganz sinnlos und ohne alle vernünftige Ueberlegung handeln können, ihre Zeit und ihr Geld zu verwüsten, während ihre Kinder halbnackt gehen und kaum Brot zu essen haben. Mit welchem Gefühl muß ein solcher Mann nach einem verschwendeten Abend und nach erlittenem schweren Verluste, müde und mürrisch halbbewußtlos in sein

Haus zurückgehen! Und mit welcher Empfindung diejenigen ansehen, deren Stütze und Ernährer er seyn sollte, und denen er nun Unglücksstifter und Verderber ist! Wie mancher scheint heute den völligen ernstlichen Vorsatz gefaßt zu haben, nie wieder zu spielen; und morgen vergißt er über eine Kartenfigur jede vernünftige Ueberlegung, und eilt dem neuen Unglück zu, das ihn endlich an den Rand des Verderbens führt. Möchte ein jeder von uns dieses unselige Laster in seinem Keim ersticken, damit es nicht empor wachse, wo es dann nur mit großem Kampfe ausgerottet werden kann.

Vom Trunke.

Mit dem Spiele ist ein gleich verhaßtes Laster der Trunk; und beide gehen oft zusammen, und machen verbunden desto unglücklicher, je mehr die Trunkenheit dem Menschen seine helle Besinnung raubt, und ihn dann den Gefahren des Spiels noch

mehr bloß stellt. Der Trunk ist eine Leidenschaft, die dem Menschen alle seine Würde nimmt, ihn zur Zeit ihrer Herrschaft fast bis unter das Vieh herabsetzt, und nach und nach alle edeln Fähigkeiten, alle tugendhaften und gemeinnützigen Entschlüsse und Gewohnheiten erstickt. Es mag vielleicht wahr seyn, daß der Gebrauch geistiger Getränke und besonders des bey uns leider so sehr herrschenden Branntweins in manchen Fällen dann und wann bey gewissem Wetter Stärkung und Arzney ist: aber es ist auch eben so wahr und von den angesehensten Aerzten bewiesen, daß er in den meisten Fällen ein schädliches Gift wird. Der Wein ist in unseren Gegenden für uns Landleute eben wegen seiner Seltenheit so schädlich nicht, und also nicht so sehr zu fürchten: aber in den Weinländern richtet er durch den übermäßigen Genuß eben so viel Unheil an, als an andern Orten gebrannte Getränke. Der Wein soll das Herz des Menschen erfreuen; aber viele Menschen ersäufen Kopf und Herz in seinem gefährli-

chen Zauber. Jedes Getränke, welches merklich berauscht, ist der Gesundheit schädlich, und vernünftige Menschen müssen sich davor hüten. Der Trunk ist Anfangs eben so verführerisch, als er nachher, wenn die Gewohnheit höher steigt oder vielmehr tiefer sinkt, häßlich und abscheulich ist. Erst wird der Trinker lustig, dann ausgelassen, sodann berauscht, sodann betrunken und endlich gar besoffen. Man darf nur einen Menschen in einem solchen traurigen Zustande erblicken, um die ganze Häßlichkeit dieses Lasters sogleich zu fühlen.

Die Füße wanken, der Kopf taumelt, die Zunge stammelt, kein Glied hält fest; und der Mensch hat nicht allein keine Seelenkräfte mehr, sondern auch nicht einmal das Leben eines Thieres. Ein besoffener Mensch ist nicht einmal mehr dem Thiere gleich; er ist weit unter das Thier herabgesunken. Kein Thier überschreitet das natürliche Maß seines Futters; und der Mensch, der Vernunft hat, handelt oft so unvernünftig, daß er Seele und Leib durch das Uebermaß des Genusses

nusses erstickt. Während der Trunkenheit ist der Mensch zu allen übrigen Lastern fähig; denn er hat keine Besinnung, er hat keine Vernunft und keinen Willen mehr. Er ist sodann ganz nur das, was der Zufall aus ihm macht, oder wozu ihn andere brauchen wollen. Ist es nicht höchst erniedrigend für einen Menschen, wenn man von ihm sagt, man muß es ihm nicht zurechnen, er hat es im Trunke gethan! Das heißt so viel, man kann es ihm nicht zurechnen, denn der Mensch war damals kein Mensch: denn dem vernünftigen Menschen kann, darf und muß man beständig zurechnen, was er redet und thut; dafür ist er eben Mensch, hat Vernunft und kennt die Verbindlichkeit zur Pflicht. Die alten Spartaner, eine Nation, die sonst strenge auf Tugend und gute Sitten hielt, erlaubten nur dann und wann ihren Knechten und Sklaven sich zu betrinken, damit ihre Freyen und Kinder durch solche häßliche Beyspiele von dem Laster selbst abgeschreckt würden. Dieses zeigt von ihrem Haß gegen das Laster; aber das Mittel ist mehr grau-

sam und tyrannisch als menschenfreundlich, da man dem einen erlaubt lasterhaft zu seyn, damit die andern dadurch gewarnt werden. Wenn ein betrunkener Mann ein häßliches Bild ist, so ist ein betrunkenes Weib die ekelhafteste abscheulichste Erscheinung. Die vorzüglichsten Tugenden des Weibes sind Sittsamkeit und Schamhaftigkeit; und was kann wohl denselben mehr entgegengesetzt seyn, als die Wildheit, Ausgelassenheit und Unverschämtheit des Trunks, wo jedes feine Gefühl des Anstandes verschwindet und alle Eingezogenheit und Züchtigkeit aufhöret. Ein betrunkener Mann ist leider oft mit Recht ein Spott der Knaben; aber ein betrunkenes Weib ist das schlechteste weggeworfenste Geschöpf unter allen vernünftigen und fast auch unter allen unvernünftigen Geschöpfen. Wenn man überhaupt das Laster immer nur in der Nähe zu sehen braucht, um es niedrig und nichtswürdig zu finden; so ist der Anblick dieses Lasters schon so abschreckend und abscheulich, daß man sich wundern muß, daß es noch so häufig angetroffen wird. Möchte

nur jeder von uns die erste Gelegenheit fliehen, wo er nach und nach in eine so schändliche Gewohnheit fallen kann: und jeder, über den sie schon vielleicht einige Herrschaft gewonnen hat, mit allen Kräften arbeiten, sich derselben zu entziehen.

Vom Neide und vom Haß.

Es giebt Laster, welche man nur gewöhnlich vorzugsweise recht schwarze Laster zu nennen pflegt, weil sie eine wahre Brandmarke des Menschen sind, der ihnen unterworfen ist: und von diesen sind die schwärzesten der Neid und der Haß. Von allen übrigen Lastern war in ihrem Anfange irgend ein Grund und eine Ursache vorhanden, die nicht so böse oder wohl gar gut war, und nur mit der Zeit durch Verirrung schändlich wurde: aber von dem Neide und dem Hasse ist durchaus kein guter oder nur gleichgültiger Grund aufzufinden: ihre tiefste Ursache ist Bosheit des Herzens. Keine Laster zeigen

mehr von der Verdorbenheit der Seele als diese; keine Laster peinigen mehr diejenigen, die sie an sich haben, und die ganze Gesellschaft, welche mit Lasterhaften dieser Art umgehen muß. Haß ist so erzböse, daß man nach ihm gewöhnlich alles Böse häßlich nennt. Der Haß ist die fürchterlichste unmenschlichste Erscheinung in einer menschlichen Seele, die peinlichste Empfindung für den Besitzer selbst, und von der schrecklichsten Wirkung für die Person, welche gehaßt wird. Nichts verdient Haß in der Welt, als die reine vollkommene Bosheit; und wie können wir, die wir nicht allwissend sind, die wir nur sehr wenig von den Herzen der andern und von ihren Bewegungsgründen zu erfahren im Stande sind, wie können wir wissen, ob und wo der Mensch völlig böse denkt und handelt. Haß und Neid können durchaus in keiner guten Seele wohnen. Daher sucht auch unsere heilige Religion, die göttliche Lehre Christi, mit allen Kräften diesen bösartigen Lastern entgegenzuarbeiten; so sehr, daß ihr Hauptgebot in dem Gegensatze der-

selben, in Liebe und Wohlwollen besteht. In diesem Artikel zeigt sich die göttliche Erhabenheit derselben über alle anderen Sittenlehren, die jemals in der Welt gehört wurden; sie will allgemeine, wirksame, wohlthätige Menschenliebe einführen und befestigen, und allen Haß und alle Bosheit ausrotten. In den heiligen Büchern spricht der Stifter nicht allein: Liebet euern Nächsten, wie euch selbst; sondern er spricht auch: Liebet euere Feinde, thut wohl denen, die euch hassen und beleidigen und verfolgen, auf daß ihr würdige Kinder eueres himmlischen Vaters seyd. Wenn wir also selbst unsere Feinde und Verfolger noch als Menschen achten und lieben sollen; wie schrecklich ist es, diejenigen zu hassen, von denen wir nicht einmal gewiß wissen, ob sie unsere Feinde sind; wie abscheulich, selbst diejenigen zu hassen, von denen es sogar wahrscheinlich ist, daß sie unsere Freunde sind!

So jemand spricht, ich liebe Gott,
Und haßt doch seine Brüder,

Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott,
Und reißt sie ganz darnieder:
Gott ist die Lieb und will, daß ich
Den Nächsten liebe gleich wie mich.

Es ist freylich schwer gegen diejenigen noch gut und freundschaftlich gesinnt zu bleiben, von denen wir überzeugt sind, daß sie uns auf alle Weise übel wollen, auf alle Weise zu schaden suchen, auf alle Weise an unserm Unglück arbeiten; aber es ist auch dieses die höchste größte Pflicht des Menschen, deren Erfüllung ihm eine Würde giebt, die ihn über alles Irdische erhebt. Du sollst deinen Bruder verzeihen des Tages sieben Mal; nein nicht bloß sieben Mal, sondern sieben Mal sieben Mal: das heißt, es soll kein Groll, kein Haß sich in deiner Seele festsetzen, sondern in deinem Gemüthe sollen immer Friedfertigkeit und Sanftmuth herrschen; du sollst immer und ohne Ausnahme leutselig, freundschaftlich und gütig gegen deinen Nächsten handeln, wenn er dich auch noch so sehr und noch so oft beleidiget hätte.

Vielleicht sammelst du dadurch doch endlich feurige Kohlen auf sein Haupt, rührst ihn zur Besserung, zur Menschlichkeit, zur christlichen Bruderliebe und machst ihn zu deinem wahren beständigen Freunde. Der Haß entsteht oft aus dem Neide; der Neid aus dem Geitze; und so sagt die biblische Lehre auch hier mit Recht: der Geitz ist eine Wurzel alles Uebels; denn welches Uebel und Unglück entspringt nicht aus dem Hasse und dem Neide? Die Tugend wird nicht allein erstickt, sondern alle Laster werden dadurch fortgepflanzt und genährt. Neid und Mißgunst sind so schwarze Flecken in einem Menschen, daß wir uns schämen, sie noch menschlich zu nennen. Er ist neidisch, wie ein Hund, sagt man, um das Niederträchtige und ganz Hassenswürdige dieses Lasters auszudrücken. Es ist unsinnig und unvernünftig sich peinlich darüber zu quälen, daß andre mehr Güter des Glücks und mehr Vorzüge des Geistes und Körpers besitzen, als wir. Der Schelsüchtige, der mit mißvergnügtem gierigem Auge nach dem

Glück der andern blickt, verliert eben darüber den Genuß, den er von seinem eigenen haben könnte, und giebt allen, die ihn kennen und betrachten, das häßliche Bild einer schlechten Seele.

Von dem Neide muß aber unterschieden werden der edle Eifer, es andern gleich oder zuvor zu thun, auf eine löbliche Weise sich die nehmlichen Vorzüge des Geistes und des Körpers oder die nehmlichen Güter des Glücks zu erwerben. Dieser Eifer ist eine sehr empfehlenswerthe Eigenschaft und der Sporn zu manchem guten Entschlusse, der Antrieb zur Beharrlichkeit und Standhaftigkeit in Ausführung desselben. Nacheiferung und Wetteifer ziemen den Besten und haben manches Gemeinnützige bewirkt. Wenn diese Nacheiferung aber in Aengstlichkeit, bange Sorge und peinliche Rücksicht auf andere ausartet, so kann vielleicht Schelsucht und Neid am Ende daraus entstehen. Mit beständiger Aufmerksamkeit sollen wir also über alle unsere Triebe, auch über die besten, strenge wachen, damit sie nicht

durch Unachtsamkeit in üble Eigenschaften übergehen; damit die Sparsamkeit nicht Geitz, die Vorsichtigkeit nicht Mißtrauen, die Klugheit nicht künstliche Verstellung, die Nacheiferung nicht Neid werde. Das Uebermaß jeder guten Eigenschaft tritt in eine schlimme über; und die guten dienen sodann wegen dem äußern Schein den schlimmen oft zum Deckmantel. So will der Tollkühne für muthig, der Harte und Grausame für gerecht, der Ausgelassene für frohgesinnt, der Verschwender für großmüthig und freygebig gehalten werden, und so weiter. Haß und Groll wollen Eifer für Tugend und Gerechtigkeit scheinen; und jedes Laster versteckt sich unter den Namen einer Tugend, die in der äußerlichen Erscheinung nur etwas ähnliches hat.

Von der Unkeuschheit.

Es ist eine fast allgemeine Klage, daß Sittsamkeit und stille eingezogene Lebensart, Unschuld und Unbefangenheit immer mehr und mehr abnehmen. Diese Klage mag nun jetzt mehr oder weniger als sonst gegründet seyn, so zeigt sie doch, wie allgemein man das Laster zu verabscheuen Ursache hat, welches aus der Vernachläßigung und Verachtung jener liebenswürdigen Tugenden entstehet. Die Zügellosigkeit der Sitten und die Unkeuschheit beider Geschlechter ist allerdings ein Uebel, das in der menschlichen Gesellschaft unbeschreiblichen Schaden anrichtet. Die Unkeuschheit mag sich noch so sehr unter die feinen Namen der Mode verstecken, sie richtet mit ihrem Wesen immer viel Unheil an. Sie verderbt Seele und Körper, macht zur emsigen strengen Erfüllung aller übrigen Pflichten läßig und unthätig; sie tödtet den Geist aller wahren Freude, und bringt oft endlich die Verführ-

ten an den Rand des Verderbens, wo sie keine hülfreiche Hand mehr retten kann, und wo sie oft die Verzweiflung ergreift. Von allen Seiten betrachtet ist die unordentliche Wollust und Ausschweifung der Geschlechter eine Quelle unendlicher Leiden, und für einige Augenblicke unbesonnener Lust bezahlt man oft mit einem ganzen Leben voll Angst und Vorwürfe, voll Reue und Gewissensbisse. Wenn die Seele einmal dem unglücklichen Hange nachgegeben hat, so wird es ihr schwer sich wieder los zu winden; und die Bilder der Verführung drängen sich beständig mit neuem Reitze wieder ein. Ist es nicht niedrig und unwürdig, die unsterbliche Seele zur schwachen ohnmächtigen Sklavin eines irdischen grobsinnlichen Triebes zu machen? Und ist es nicht höchst weggeworfen, durch diese Sklaverey so den schönen Körper, den uns die Natur gegeben hat, bis zur Zerrüttung zu mißbrauchen und endlich vielleicht jämmerlich zu zerstören? Aber wenn auch dieses traurige schreckliche Ende nicht allemal erfolgt, wel-

ches Glück der Erde wird nicht dadurch zertrümmert. Wie manche vernichten sich selbst alle Aussicht auf häusliche Zufriedenheit und allen Segen, den ihnen eine eheliche Verbindung versprechen könnte. Wie mancher vergiftet das Glück und die Ruhe einer würdigen Familie und bringt Jammer dahin, wo vorher schuldlose Freude herrschte. Wie manche junge liebenswürdige Person wird dadurch das Opfer der Lockung und Verführung, und vertrauert sodann ihr freudenloses Leben in untröstlicher Einsamkeit. Die Wollust der groben Sinnlichkeit tödtet die reine Liebe, welche den Menschen edler, besser und glückseliger macht. Selbst die reine edle Leidenschaft ist oft gefährlich; aber die verächtliche Ausartung derselben, die grobe Ausschweifung, ist immer Verderben für viele. Mit Aufmerksamkeit und Ernst sollen also Hausväter und Hausmütter über Sittsamkeit wachen und klug und weise alles zu entfernen suchen, was Leichtsinn über einen so wichtigen, den Menschen so heiligen Gegenstand verbreiten kann. Unwis-

senheit in Lastern ist große Weisheit; bey keinem Laster, das unter den Menschen angetroffen wird, ist diese Wahrheit so einleuchtend, als bey diesem. Ueber keinen Punkt im menschlichen Leben sollte länger unbefangene Unwissenheit und Unerfahrenheit, und bey nothwendig eintretender Kenntniß mehr Ernst und Gefühl der Menschenwürde herrschen. Das Wohl der Einzelnen und der ganzen menschlichen Gesellschaft beruht darauf. Es ist eine unselige Wissenschaft, wenn unsere jungen Leute hierin vielleicht zehn Jahre früher wissen, als ehemals: und es gehört zur Veredlung der menschlichen Natur und ihres Glücks, die Zeit der Erfahrung nicht zu früh kommen zu lassen. Väter müssen sodann väterliche Rathgeber seyn, damit diese Erfahrung nicht zu theuer, nicht vielleicht auf Kosten der Wohlfahrt des ganzen Lebens erhalten werde. Ehrfurcht den Kindern! sagt ein altes weises Gesetz der Heiden: und wir dürfen uns nicht schämen ihnen nachzuahmen, wo sie wirklich weise waren. Ehrfurcht den Kindern also

vorzüglich in dieser Rücksicht, daß kein leichtsinniges Wort ihre jungen Herzen, kein üppiges Bild ihre jungen Seelen verderbe. Nichts muß in dem Menschen mit mehr Vorsichtigkeit bemerkt, mit mehr Zärtlichkeit behandelt und geleitet werden, als der erwachende Trieb des Geschlechts, wenn er seiner wohlthätigen Wirkung nicht verfehlen und nicht anstatt des Glücks, das er bewirken kann, großes Unheil stiften soll. Wenn überall die Betrachtung von Beyspielen und Menschen, die sich durch Unbesonnenheit und Laster unglücklich gemacht haben, nützlich ist, so ist sie es gewiß vorzüglich hier. Wenn dieses Laster auch unter uns nicht so fürchterlich wüthet, als vielleicht in großen Städten, so wird doch auch hier und da viel Ruhe dadurch gestört und viel Elend gestiftet. Welche entsetzlichen Folgen hat es auch zuweilen auf dem Lande. Die Erfahrung hat schon oft schreckliche Beyspiele gezeigt und zeigt sie leider noch immer. Eine junge Person, die wahrscheinlich ein sehr glückliches Leben hätte hoffen können, ver-

fällt in Sittenlosigkeit und Unzucht, in Mangel und Schande; von Unordnung zu Unordnung in Schamlosigkeit, Betrug und Dieberey: Angst und Verzweiflung ersticken sodann in einer unseligen Minute Menschengefühl und Besinnung; sie wird Mörderin ihres eigenen Kindes und endet mit unsäglicher Qual der Seele ihr Leben durch das Gesetz auf dem Rabensteine. Welche Folter muß dann in dem Herzen eines Mannes seyn, der auf irgend eine Weise zu dem Schicksale einer solchen Unglücklichen mit beygetragen hat. Wenn auch das Ende nicht immer so ganz entsetzlich und schrecklich ist, so ist doch das Elend nicht zu berechnen, das durch die Herrschaft dieses Lasters unter den Menschen entstehet. Vieles wird gesehen, und manches nagt geheim aber desto tiefer und qualvoller an der Ruhe der Verführten.

Wie mancher büßt für Augenblicke
Mit seines Lebens ganzem Glücke,
Und wischte die Erinn'rung gern

Mit blutgen Thränen aus dem Leben!
Umsonst, der Reue Bilder schweben
Im Abendroth und um den Morgenstern.

Mit Seelenangst und ohne Schlummer
Ringt trostlos oft mit tiefem Kummer
Ein Opfer um verlorne Ruh,
Und schließt nach wenig trüben Tagen
Mit schweren halbgebrochnen Klagen
Ihr Auge nur zum Schlaf im Grabe zu.

Vom Stehlen.

Es ist ganz gewiß, daß Gerechtigkeit die Grundlage zum Glücke jeder Gesellschaft ist. Die Gerechtigkeit will, daß jeder das Seinige habe und behalte und benutze, wie es ihm gut dünkt; und wer auf irgend eine Weise das Eigenthum des andern anzutasten sucht, will die festeste Stütze des Wohlseyns der ganzen Gesellschaft niederreißen. Geitz und Begierlichkeit ist oft die Wurzel aller übrigen Fehler, Laster und Verbrechen, die in dieser

Rück-

Rücksicht die Sicherheit und Ruhe der Menschen stören. Geitz erzeugt Habsucht und Mißgunst. Mißgunst führt zum Betruge. Wer einmal den Anfang auf dem Wege des Bösen gemacht hat, geht vom Betruge bald fort zum Stehlen. Der Dieb wird leicht ein Räuber, der Räuber ein Mörder. Wenn er es anfangs auch wirklich nicht gewollt hat, so zieht ihn immer eine Verlegenheit und eine Unbesonnenheit in die andere. Ein Dieb kommt nicht nur, daß er stehle, steht in der Schrift, sondern auch, daß er würge und umbringe. So geht der Mensch oft von einem kleinen Fehler zu einem großen, von dem Leichtsinne zum Laster, von dem Laster zum Verbrechen fort.

In der Jugend, ehe die Kinder nachdenken und überlegen können, wurzelt oft schon die unglückselige Neigung und wächst zu einer fürchterlichen Stärke, wenn Aeltern nicht mit äußerster Wachsamkeit und Strenge sie auszurotten suchen. Freylich muß der Vater selbst ehrlich seyn, wenn er den Sohn ehrlich erziehen will: und die Lehren würden

hier wie überall nichts fruchten, wenn der Knabe im Beyspiele des Vaters das Gegentheil von seinen Worten und Ermahnungen sähe. Das Exempel der Aeltern ist durchaus die wirksamste Lehre; und vorzüglich hier. Mit aller Behutsamkeit, mit der unermüdetsten Aufmerksamkeit müssen also Väter über einen so großen, so wichtigen Punkt wachen. Wie mancher hat sein Leben durch den Strick am Hochgerichte geendiget, zu dessen Verbrechen der erste Grund in der Jugend durch Vernachläßigung der frühen strengen Bestrafung gelegt wurde. Der Knabe, welcher jetzt einen Garten plündert, kann einst ein Haus erbrechen; der jetzt eine kleine Münze stiehlt, einst einen Geldsack rauben. Der Mensch wächst stufenweise im Laster, wie in der Tugend, nachdem er sich in dem einen oder in der andern übt. Wenn ihn in der Jugend strenge Lehre und die Ruthe nicht ziehet, arbeitet vielleicht einst das Zuchthaus umsonst an seiner Besserung, und er läuft unaufhaltsam seinem Verderben entgegen, ist der Wegwurf und die Schande aller seiner

Verwandten und die Pest der ganzen Gegend. Es ist traurig, daß vorzüglich dieses Laster der Dieberey noch so sehr in der Welt herrscht, da doch die Abscheulichkeit desselben so deutlich einleuchtet und es so ganz aller menschlichen Ordnung zuwider ist. Es ist nichts schändlicher und niederträchtiger, als wenn man von jemand sagt: er ist ein Dieb! Und doch sind der Diebe in allen Gestalten noch so viele. Man nennt das eine goldene Zeit, wo man nicht nöthig hatte, Riegel und Schlösser vor sein Eigenthum zu legen, wo Mauern und Zäune nur gegen unvernünftige Thiere waren: wie soll man aber die Zeit nennen, wo kein Schloß stark genug, keine Mauer hoch und fest genug gegen die Menschen seyn kann? Jeder sollte nicht allein selbst ehrlich und rechtschaffen seyn, sondern auch dafür sorgen helfen, daß es alle seine Nachbarn und Bekannten seyn. Es bringt einer ganzen Gesellschaft keine Ehre, wenn ein Mitglied aus derselben so ganz schlecht, so ganz weggeworfen ist. Der Geist der Ehrlichkeit

und Redlichkeit und Rechtschaffenheit muß immer mehr und mehr athmen und Kraft gewinnen, daß jede Lüge, jeder Betrug im Keime erstickt werde, und man von den groben Vergehungen und Lastern nicht mehr höre. Nicht die Schande, sondern das Laster muß man fürchten und fliehen und ausrotten; das Laster, welches die Schande nach sich zieht. Der Dieb ist ein Dieb und ein Bösewicht, wenn er auch nicht entdeckt wird; so wie jeder Lasterhafte lasterhaft ist, wenn auch die Welt nichts davon erfährt. Alle Gesinnungen und Grundsätze sollen wir zu vertilgen suchen, die uns gegen Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit gleichgültig machen könnten. Der Finder ist nicht eher rechtmäßiger Besitzer des Gefundenen, als bis er wiederholt ohne Erfolg alle Mittel angewendet hat, den wahren Eigenthümer ausfindig zu machen. Nur durch seinen Fleiß findet der Mensch auf eine ehrenvolle Weise. Man pflegt wohl leichtsinnig genug zu sagen: Ehrlich seyn bringt wenig ein! Wenn dieses wahr wäre, so wäre unsere Zeit eine

sehr böse Zeit; das heißt, die Menschen wären durchaus sehr schlecht. Aber es ist nicht wahr: am Ende währt ehrlich doch am längsten; und Ehrlich seyn bringt immer ein. Die Menschen sind nie so schlecht, daß sie nicht Redlichkeit und Rechtschaffenheit zu schätzen wüßten, auch wenn sie selbst keine besitzen. Auch die Lasterhaftesten haben vor den Tugendhaften eine Achtung, deren sie sich nicht erwehren können. Was durch Untreue und Betrug, oder gar durch Dieberey und Raub gewonnen wird, ist nie Gewinn, sondern immer Verlust. Unrecht Gut gedeihet nicht; wie gewonnen, so zerronnen. Es kommt selten auf die Erben, und brennt oft auf der Seele. Kein Betrüger kann zuversichtlich dem ehrlichen Mann ins Auge sehen; und kein Dieb kann ganz sicher und ruhig eine vergnügte Mahlzeit essen. Es soll so seyn; die Gottlosen sollen keine Ruhe haben: denn Ruhe und innerliche Zufriedenheit der Seele ist nur und soll nur das Loos der Gerechten und Tugendhaften seyn.

Eine der gewöhnlichsten Ursachen dieser

schändlichen Gewohnheit ist auch die Faulheit. Wer von Jugend auf dem Müßiggang gefröhnet hat, wem Arbeit und Geschäfte Last und Plage sind, der kann sehr leicht in Versuchung kommen, ohne diese Mühe sich von der Arbeit der andern nähren zu wollen. Der Lohn des Faulen muß Mangel seyn. Diesem Mangel will er abhelfen, ohne seine Faulheit aufzugeben: er greift also gedankenlos zu, wo er nur einige Sicherheit zu sehen glaubt. So wird der Taugenichts ein Bösewicht, der Bösewicht ein Verbrecher; und wenn der Verbrecher auch der Strafe des bürgerlichen Gerichts entgeht, so ist er doch nur desto mehr ein Verbrecher. Gott, welcher Herzen und Nieren prüfet, und alles Verborgene siehet, wird endlich fürchterlich recht richten, wird ihm geben sein Theil hier oder dort.

Von der Verstellung.

Die folgenden übeln Eigenschaften, nehmlich Verstellung, Schmeicheley, Stolz und Grobheit, sind zwar unmittelbar von keiner so schrecklichen Wirkung, als die bisher erwähnten Laster: sind aber doch immer die Zeichen kleiner und furchtsamer Seelen, oder anmaßlicher und übermüthiger Menschen, und auf alle Weise sowohl Folge als Ursache mancher Vergehungen. Der Mensch, welcher sich nicht zeigen darf, wie er ist, ist schwerlich wie er seyn soll, ist schwerlich gut; die Tugend und Wahrheit und Rechtschaffenheit brauchen nie das Licht zu scheuen. Verstellung zeigt immer entweder Bosheit oder wenigstens Schwachheit und übertriebene Aengstlichkeit an. Was man durch Verstellung gewinnt, gewinnt man nie auf eine ehrenvolle Weise und fast immer mit Unrecht. Jede Verstellung ist Anfang zum Betrug: und es wird dem Versteckten und dem Heuchler nicht schwer, bald grober Betrüger zu

werden. Beyspiele, daß es geschehen ist sind nicht selten. Wenn auch die Klugheit zuweilen erfordert, nicht unsere ganze Gesinnung sehen zu lassen; so ist es doch auf keine Weise ehrlich und gut, das Gegentheil von unsern wahren Gesinnungen zu zeigen. Nur dann will die Klugheit, daß wir in der Aeußerung unserer eigentlichen Meinung vorsichtig seyn sollen, wenn wir gewiß wissen oder höchst wahrscheinlich vermuthen können, daß andere sie zu unserm oder anderer Nachtheil gewissenlos mißbrauchen werden. Sonst ist Offenheit, Unbefangenheit und Wahrhaftigkeit überall das Zeichen eines guten redlichen Gemüths. Es ist nichts Falsches in ihm, sagt man dann zum Ruhme eines solchen Menschen: und, er ist ein versteckter heimtückischer Mensch, spricht man von einem Manne, der niemals seine wahre Meinung herausgiebt. Meistentheils geschieht es deßwegen, weil man Ursache hat sich zu fürchten. Mancher Mann will sich nicht in sein Haus sehen lassen, weil nur Unordnung oder noch etwas schlimmeres darin herrscht.

So will der Verstellte sich nicht ins Herz sehen lassen, weil man nichts Gutes darin entdecken würde. Es ist immer ein großes Lob, wenn man von jemand sagt: er kann sich gar nicht verstellen, auch wenn er eine kurze Verstellung zu einer löblichen Absicht brauchen wollte. Man will jemand mit einer Freude überraschen, kann sich aber kaum halten, ihm die Freude sogleich mitzutheilen. Derjenige freut sich unstreitig am lebhaftesten mit, der seine Empfindungen am ersten verräth. Manchen Menschen ist es zur Gewohnheit geworden, immer etwas anders zu scheinen als sie sind; und eben deßwegen weiß man endlich nicht, was sie wirklich sind. Nur so viel kann man aus allem zusammen abnehmen, daß sie nicht ganz gut seyn können. Denn wer immer nöthig hat etwas anders vorzugeben, als wirklich ist, der muß mit sich selbst zufrieden zu seyn gar nicht Ursache haben. Wenn aber jemand durch seine Verstecktheit andere in Unglück bringen oder nur von ihrer Gutmüthigkeit auf eine künstliche Weise Vortheil

ziehen will, so ist ein solcher Mensch nicht besser, als ein feiner Betrüger. Wer eine Larve trägt muß sich seines Gesichts schämen oder damit nicht sicher seyn. Der Mann von Tugend und Rechtschaffenheit zeigt sich getrost, wie er ist.

Von der Schmeicheley.

Verstellung und Schmeicheley sind so nahe mit einander verwandt, entspringen so oft eine aus der andern, daß man selten eine ohne die andere antrifft. Schmeicheley ist fast nie ohne Verstellungskunst, weil es in ihrem Wesen liegt, daß sie niemals ganz die Wahrheit sagen kann. Schmeicheley ist, wenn man iemanden erdichtete oder übertriebene Vorzüge beylegt, ihm geflissentlich angenehm davon unterhält, in der Absicht, daraus seinen Vortheil zu ziehen. Die Schmeicheley sey grob oder fein, der ehrliche Mann ist niemals ihr Freund. Wenn wir dem Reichen ganz deutlich schmeicheln

wegen seiner Geldkasten, dem Vornehmen mit seiner Geburt, dem Gelehrten mit seiner Gelehrsamkeit, so ist die Schmeicheley ziemlich grob: und es gehört ein dicker Eigendünkel dazu, an dergleichen Schmeicheleyen Gefallen zu haben. Aber man schmeichelt auch wohl mit vieler Feinheit allen diesen wegen ihres Verstandes, ihrer Güte, ihrer Großmuth, um sich von ihnen zu nähren. Diejenigen, welche sich durch Schmeicheley blenden und betrügen lassen, sind schwache eitle Leute: und diejenigen, welche sich der Schmeicheley bedienen, um ihre eigennützigen Absichten zu erreichen, sind Kriecher oder listige Spitzköpfe. Solche Menschen suchen die schwache Seite anderer ausfindig zu machen, ihre Leidenschaften und herrschenden Neigungen auszuspüren, um sodann ihre Maßregeln darnach zu nehmen. Man sollte glauben, daß die Schmeicheley immer nur in Städten und in der großen Welt zu Hause wäre; aber das Dorf hat eben sowohl seine Geschöpfe dieser Art, wie die Hauptstadt. Sie sehen auf dem Lande nur

etwas anders aus, sind aber des nehmlichen Wesens. Jeder ehrliebende Mensch schämt sich nur den Schein eines Schmeichlers zu haben und von der blinden Thorheit anderer Vortheil zu ziehen. Schon die Ausdrücke, welche wir gewöhnlich von solchen Menschen brauchen, zeigen die Verachtung an, welche wir gegen sie fühlen. Er ist ein Kriecher, ein Achselträger, ein Schmarotzer, ein Speichellecker, heißt es von solchen Menschen, die auf diese Weise leben. Kann etwas verächtlicher seyn, als diese Namen, die sie mit Recht bekommen? Niemand wird sie um den Gewinn beneiden, den sie auf eine so niedrige Art erhaschen: oder wer sie darum beneidet, der zeigt schon selbst eine so niedrige Seele und ist in Gefahr bald ihr Geselle zu werden. Er hat sich sein Gut erheuchelt und erschmeichelt, sagt man wohl von einem Menschen, der als ein solcher Kriecher zu dem Seinigen gekommen ist: und wir geben dadurch zu erkennen, daß ein solches Erwerbungsmittel durchaus die Verachtung eines Rechtschaffenen verdient. Der

Schmeichler findet alles schön und gut an dem Manne, dem er schmeicheln will, und von dem er Vortheil hofft. Jede Tugend, welche derselbe besitzt, wird von ihm hervorgezogen und ungewöhnlich erhoben und gelobt: jeder Fehler und sogar jedes Laster, das er an sich hat, geschickt in eine gute Eigenschaft verwandelt. Bey dem Schmeichler heißt der Eitle ehrliebend, der Stolze ansehnlich und ernsthaft und stattlich, der Schwelger und Wüstling fröhlich und heiter, der Geitzige wirthlich und sparsam, der Harte und Grausame gerecht. Alles bekommt in dem Munde des Schmeichlers eine schöne Seite, die er künstlich aufzufinden und vorzustellen weiß. Der Schmeichler ist immer der Meinung seines Gönners, oder er widerspricht ihm nur, um ihm sodann durch seinen Beyfall desto mehr Ehre zu verschaffen. Mit listiger Geschmeidigkeit weiß er überall sich nothwendig zu machen, erträgt die unwürdigste Begegnung mit Geduld, nur um seine Absichten zu erreichen. Freylich kann ein solches Geschöpf bey uns auf dem Lande

durch seine Niederträchtigkeit nicht so viel erwerben, als in den Häusern der Großen und Reichen: aber die Beyspiele sind doch auch bey uns so selten nicht, daß ein Mann sein Vermögen aus Schwachheit und übertriebener Gutmüthigkeit an abgefeimte Schmarotzer verschwendet.

Mit der Schmeicheley muß aber nicht verwechselt werden die löbliche Eigenschaft der freundlichen Dienstfertigkeit. Gefälligkeit und gutwillige Beflissenheit andern angenehm zu werden, ihnen zu dienen, uns ihre gute Meinung und Zuneigung zu erwerben, auf eine Weise, die nicht mit Pflicht, Anstand und Ehrbarkeit streitet, Bereitwilligkeit und Beförderung ihrer unschuldigen billigen Wünsche; das alles sind Dinge, die dem rechtschaffenen Mann ziemen, und ihm sogar obliegen, wenn er sie leisten kann, ohne der Wahrheit zu schaden, ohne seine Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit zu beleidigen und ohne seine übrigen wichtigern Pflichten zu versäumen. Mancher wird also als ein Schmeichler angeklagt, der vielleicht bloß

höflich und gefällig ist, und wird von andern beneidet, welche nicht selbst diese Gabe besitzen oder nicht die Gelegenheit haben, sich die nehmlichen Vortheile zu erwerben. Der Gefällige, der Dienstfertige, der Freundliche ist alles was er ist aus Pflicht und reiner Neigung, ohne absichtliche Erwartung irgend eines Vortheils; und er sucht nie deßwegen an jemand das Gute zu vergrößern oder das Schlimme gut zu heißen. Dem Schmeichler ist es gleich, auf welche Weise er seine Absicht erreicht; und seine Absicht ist nicht löblich. Ihm ist es nicht um Wahrheit zu thun und als ehrlicher Mann zu handeln, sondern nur, um auf alle Fälle angenehm zu werden und zu bleiben, und dadurch bey jeder Gelegenheit seinen Eigennutz zu befördern.

Vom Stolze und der Grobheit.

Den vorigen entgegengesetzte Fehler sind Stolz und Grobheit. Stolz ist, wenn der Mensch glaubt, er allein habe für sich einen vorzüglichen Werth vor allen andern, sey sich selbst genug und brauche in der Welt gar keines andern Menschen gute Meinung und Hülfe. Es giebt einen edlen Stolz, wenn ein Mensch fühlt, daß er wirklich etwas werth ist, und sich also nicht wegwerfen, ein guter Mensch durchaus bleiben will. Dieser edle Stolz verdient Lob und Beyfall, und wird hier nicht gemeint. Es wäre zu wünschen, daß alle Menschen einen solchen edlen Stolz hätten; so würden sie nichts schlechtes und niederträchtiges thun: er ist ein lebhaftes Gefühl der Menschenwürde und der Pflicht. Aber der fehlerhafte Stolz ist eine Verachtung der andern neben sich; wenn man glaubt, man habe viele Vorzüge allein und in einem sehr hohen Grade, und wenn man noch dazu den Werth dieser Vorzüge

zu

zu hoch anschlägt. Dieser Stolz gehet bald über in Lächerlichkeit; er wird bald Eigendünkel, Hochmuth, Prahlerey, Hoffart. Er äußert sich auf verschiedene Weise nach der verschiedenen Gemüthsart und nach den verschiedenen Lagen der Menschen. Jede Lebensart hat ihren eigenen Stolz, vor welchem man sich hüten muß. Der Reiche ist oft stolz auf sein Geld, und wird dadurch hart und grausam, um andern seine Vorzüge fühlen zu lassen: dieses ist Unmenschlichkeit. Oder er zeigt sich in Pracht und Prunk, Glanz und leerem Tand, Verschwendung und Blendwerk aller Art: dieses ist Lächerlichkeit und Thorheit. Wer auf Kenntnisse und Kunst einen übertriebenen Werth legt und dieses durch ein anmaßliches Betragen zeigt, wird leicht aufgeblasen. Einbildung auf Schönheit, Wohlgestaltheit, Leibesstärke oder andere körperliche Vortheile äußert sich immer entweder lächerlich oder unangenehm und widerlich. Es giebt sogar einen sehr fehlerhaften Stolz darauf, daß man tugendhaft zu seyn glaubt. Die wahre

Tugend hat gewiß nicht diesen Stolz. Sie ist voll Bescheidenheit und Demuth; sie weiß, daß Vermessenheit und Kühnheit oft den Fall befördert, und bauet ihre Sicherheit auf ihre innere wahre Kraft und auf Vorsichtigkeit. Der fehlerhafte Stolz aller Art steht allgemein bey den Menschen in einer so übeln Meinung, daß sie ihn immer nur mit Narrheit zusammen setzen. Er ist ein stolzer Narr,' sagt man, um anzuzeigen, daß der Stolz immer aus thörichten Vorstellungen entsteht und zu thörichten Dingen verleitet. Der feinere Stolz weiß sich zu verbergen und sich oft sogar das Ansehen der Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit zu geben: aber der gröbere Stolz führt fast immer Grobheit und Ungeschliffenheit bey sich. Der Grobstolze zeigt überall auf eine beleidigende Weise seine Ueberlegenheit in dem Punkte, auf welchen er stolz ist. Der Reiche, welcher groben Stolz besitzt, wirft jedem geradezu seine Armuth vor, und läßt ihn sehen, was er mit seinem Gelde alles machen kann; und rechnet es andern zur

Gnade an, wenn sie dann und wann von ihm einigen Genuß haben. Der Starke, welcher groben Stolz besitzt, thut groß und prahlet wie ein Goliath, als ob er mit seiner Faust alles zusammendrücken und zusammenschlagen könnte, bis irgend einmal ein anderer ihm zeigt, daß Geschicklichkeit und Gegenwart des Geistes sich immer mit körperlicher Stärke messen können und ihr oft überlegen sind. So treibt der Hund, ein kleines Thier, die größten Stiere zusammen und hält die Heerde in Ordnung.

Aber auch ohne Stolz, ohne allen Uebermuth und ohne böse Meinung, sind manche Menschen so ungefällig, so zurückschreckend, so grämlich und mürrisch, daß ihr ganzes Leben nichts als eine Grobheit ist. Manche von ihnen fürchten sich, man möchte sie für Schmeichler halten, wenn sie höflich wären; um dieses zu vermeiden, sagen sie jedermann was sie zu sagen haben auf eine Weise, die jedem wohlgesitteten Menschen unangenehm seyn muß. Diese verwechseln Offenherzigkeit, Geradheit und biederes Wesen mit

Grobheit und Trotz; und um den Vorwurf der Kriecherey und Schmeicheley zu vermeiden, fallen sie in die entgegengesetzten Fehler. Höflichkeit und zuvorkommende Dienstfertigkeit ist nicht allein eine sehr löbliche Eigenschaft, sondern auch eines jeden Pflicht: sie gehört mit zur allgemeinen christlichen Bruderliebe. Kommt einer dem andern zuvor, sagt der Apostel. Jeder sollte vorzüglich auch hier denken: was du nicht willst, daß dir geschicht, das thu auch einem andern nicht. Jeder will gewiß freundlich, gefällig und leutselig behandelt seyn; so soll er auch jeden andern, bey jeder Gelegenheit, freundlich, gefällig und leutselig behandeln. Gutes Wort findet gute Statt, sagt man: und wer wollte etwas auf eine rohe, unsittliche, beleidigende Weise thun oder sagen, was er mit Anstand, Güte und Artigkeit verrichten kann?

Man legt die Grobheit wohl zuweilen vorzüglich unserm Stande zur Last. Wenn auch die Beschuldigung nicht mehr Grund hat, als gegen manche andere Stände, so

ist es doch eine Warnung, daß wir uns vorzüglich vor diesen Fehler hüten, da er einer der nachtheiligsten und unangenehmsten ist. Freylich können wir Landleute keine so artigen Manieren und zierlichen Wendungen haben, wie Gelehrte und Vornehme aus der Stadt und vom Hofe; das würde uns eben so übel kleiden, als ihr Haarbeutel: aber wir können doch durchaus eine gewisse natürliche Höflichkeit und gutmüthige Gefälligkeit beobachten, welche jedem rechtschaffenen Manne ziemt und welche schon in dem gesunden Menschenverstande liegt. Dahin gehört ein freundschaftlicher Gruß und eine eben so freundschaftliche Erwiederung desselben; die Vermeidung harter Ausdrücke überall wo man kann, und der Gebrauch sanfter, theilnehmender und freundschaftlicher Redensarten, die jedem guten Herzen eigen sind. Wer gute Gedanken und Gesinnungen gegen seinen Nachbar hat, wird leicht gute Worte finden, ihm diese guten Gedanken und Gesinnungen gelegenheitlich mitzutheilen. Er ist ein höflicher Mensch, sagt man zum

allgemeinen Lobe von jemand; und man hat immer schon einige Ursache zu glauben, daß ein solcher auch ein guter Mensch seyn werde. Er ist ein grober Geselle, grob wie ein Klotz, sagt man zum allgemeinen Tadel von jemand, gegen dessen Gesellschaft und nähere Bekanntschaft man jeden Gutgesitteten warnt. Zuweilen wird ein solcher grober Mensch eben durch zuvorkommende Höflichkeit beschämt und gebessert und gutgesellig gemacht: aber zuweilen wird er kaum noch durch Verachtung überzeugt, wie verächtlich sein Betragen ist. Auch diesen Fehler der Roheit, Ungesittetheit und Grobheit muß man vorzüglich unterdrücken oder vielmehr nicht entstehen lassen. Es ist sehr schwer die Gewohnheit der Jugend zu bessern. Indessen wird dieser Fehler doch vielleicht noch am leichtesten gehoben, da er nicht so sehr die innere Gesinnung des Menschen, sondern mehr nur sein äußeres Betragen betrifft.

Gespräch über Tugend und Laster.

Pastor Friedmann. Adam Ehrlich.

Pastor. Guten Morgen, lieber Ehrlich! Wie gehts?

Ehrlich. Guten Morgen, Herr Pastor! Sehen Sie dort das schöne Wetter auf den Bergen, wie soll es da nicht gut gehen? Wer an einem solchen Morgen nicht einen guten Morgen hat, der muß sehr unglücklich seyn, oder gar kein Herz haben und böse seyn; und dann ist er noch unglücklicher.

Pastor. Brav gedacht und gesprochen, guter Ehrlich! Das ist so ein Tag, wo man sich recht seines Daseyns freuen, und ohne alle andere Ursache zur Freude schon froh seyn kann.

Ehrlich. Das wissen, oder vielmehr das fühlen wohl dort meine Buben, die sich vor lauter Jubilo in dem schönen Sonnenschein den Hügel auf- und abwälzen.

Pastor. Es ist das größte Lob, das Geschöpfe ihrem Schöpfer bringen, wenn sie in Unschuld und Tugend sich freuen und froh sind.

Ehrlich. Herr Pastor, das habe ich auch immer gedacht, daß unser Herr Gott Freude haben will; darum hat er alles so herrlich und schön gemacht.

Pastor. Die Leute thun gar nicht gut, wenn sie anders von Gott denken. Er ist der allgemeine Vater, der alle seine Kinder liebt und ihnen alles Gute giebt. Die Tugend, welche er uns gebietet, ist bloß das einzige sichere Mittel, beständig froh und vergnügt zu seyn.

Ehrlich. Wie es mich freut, Herr Pastor, daß ich diese Sprache höre. Es ist immer die Sprache meines Herzens gewesen. Mir hat es oft in der Seele wehe gethan, wenn man uns Gott nur immer als ganz zornig und strafend und die Tugend nur als strenge und traurig vorstellte.

Pastor. Die Menschen, welche so

denken und reden, müssen die Ursache dazu in sich selbst haben. Nur den Bösen und Lasterhaften kann die Gottheit zürnen; und sie züchtiget auch diese nur um zu bessern. Bloß diejenigen, die kein Vergnügen an der Tugend haben, können sie finster und traurig mahlen. Was kann heiterer und froher seyn, als der Weg zum wahren Glücke? und dieses ist die Tugend. Sie ist die Fertigkeit in allen unsern Pflichten. Die Erfüllung der Pflichten ist aber das einzige Mittel, froh und zufrieden zu werden und immer zu bleiben. Pflichten sind für die Guten kein Zwang, keine Ketten, sondern eigene lebhafte Ueberzeugung, daß es so gut und wohlgethan ist. Die Pflicht liegt in dem Wesen der Guten. Nur der Böse sagt, daß Pflichten Zwang und Ketten sind. Sie sind es aber bloß für ihn; und er giebt eben dadurch zu erkennen, daß er nicht gut ist.

Ehrlich. Unser einer kann das so nicht recht deutlich ausdrücken; aber ich fühle doch, daß das alles wahr ist. Da habe ich eben, wie ich so hier meinen Pfirschbaum beschneide,

Ihre letzte Predigt in Gedanken gehabt, welche auch darüber handelte. Man spricht da so viel über die Sache und sucht sie so gelehrt und so schwer zu machen; und am Ende ist sie doch so leicht, daß sie sogleich der gesunde Menschenverstand einsehen und begreifen kann. Wir müssen Ihnen sehr danken, Herr Pastor, daß Sie mit uns gemeinen Leuten immer so recht gemein und herzlich sprechen. Das macht hell und rührt. Es mag indeß doch wohl so leicht nicht seyn; denn sonst würde es ja öfter geschehen.

Pastor. Es freuet mich unendlich, wenn ich den rechten Weg einschlage. Ich habe Ihn, lieber Ehrlich, immer für einen guten Kopf in der Gemeine gehalten, der auch ein gutes Herz hat: und Sein Beyfall ist mir vorzüglich lieb. Wer selbst bey seiner Arbeit so gute Gedanken hat, der wird gewiß auch diese Arbeit gut machen.

Ehrlich. Ich denke eben, seine Arbeit gut machen ist das Wichtigste im menschlichen Leben. Wenn wir das Unsrige gut gemacht

haben, der Himmel wird es an dem Seinigen nicht fehlen lassen.

Pastor. Sieht Er, lieber Ehrlich: das ist gerade das ganze Wesen der Tugend für den Menschen: und es gehört, wie Er sagte, in jeder Lage nur gesunde Ueberlegung dazu, um sie sogleich zu finden, und guter Wille, um sie sogleich zu üben. Es giebt nur Eine Tugend, wohlwollende vernünftige Ordnung: und was wir Tugenden nennen, sind nur verschiedene Anwendungen auf die verschiedenen Lagen und Umstände in dem Leben des Menschen. Was daraus entstehet ist unser Glück, wenn wir es auch nicht immer sogleich einsehen und empfinden können. Nur Böses bringt wieder Böses hervor: und selbst hier weiß der Himmel, der die Boshaften durch ihre eigene Bosheit züchtiget, ihre bösen Absichten endlich zu einem guten Ausgang zu leiten.

Ehrlich. Das ist wahr; aber es giebt doch oft Unglücksfälle, welche die besten Menschen treffen, die sie gewiß nicht verschuldet haben.

Pastor. Oft hätten auch diese Unglücksfälle durch Aufmerksamkeit und Vorsichtigkeit vermieden werden können, und sind also natürliche Folgen. Aber wenn wir, wie es zuweilen der Fall ist, auch durchaus Grund und Ursache nicht finden können: dürfen wir dann wider die Weisheit der Vorsehung des Höchsten murren? Seine Gedanken sind unendlich, und wie wenig wissen wir? Wenn wir nur aufmerken wollen, werden wir finden, daß er mit herrlicher Absicht alles zum Besten leitet, was wir sehen. Wird er nicht auch das zum Besten leiten, was wir nicht sehen?

Ehrlich. Diese Gedanken oder so ähnliche, wenn ich sie denke und fühle, geben mir oft recht viel Beruhigung und Trost. Durch ein anscheinliches Unglück entsteht manchmal recht viel Glück. Wir hätten wohl nie unsere Nachbarn auf dem andern Dorfe für die guten Leute gehalten, die sie wirklich sind, wenn wir vor einigen Jahren hier in der Flur nicht Hagelschaden gehabt

hätten, und sie uns also nicht brüderlich zu Brot und Saat unterstützt hätten.

Pastor. Sieht Er; es ist nicht alles sogleich wirklich Unglück, was wie Unglück aussieht. Und selbst das wahre Unglück soll die Menschen ziehen zur Weisheit und Vorsicht und zu jeder Tugend.

Ehrlich. Wenn man es so recht überlegt, so ist es doch unbegreiflich, wie noch so viele Menschen böse seyn können. Es liegt doch am Tage, daß sie dadurch nicht allein andern, sondern auch sich selbst das größte Unglück stiften. Daher pflegt man wohl mit Recht von Bösewichtern und Verbrechern zu sagen, der Himmel habe sie mit Blindheit geschlagen, wenn sie von der Obrigkeit auf ihrer Bosheit entdeckt, ergriffen und gestraft werden.

Pastor. Es ist die innere Angst, das Gefühl ihrer Verbrechen, welches macht, daß die Bösewichter über ihren Uebelthaten meistens Klugheit und sogar Besinnung verlieren. Der Himmel straft allezeit die Bösen

durch sich selbst, so wie er die Guten durch sich selbst belohnet.

Ehrlich. Wenn die bösen Menschen aber alle recht listig und klug wären, so müßte das eine wahre Hölle seyn mit ihnen zu leben.

Pastor. Das ist es auch. Es giebt zuweilen solche fürchterliche Heuchler, die eine lange Zeit die Maske der Rechtschaffenheit tragen. Solche Leute nennt man aber auch schon im gemeinen Leben wahre Teufel. Zum Glück der Menschheit lieget es schon in der Natur, daß sich Laster und Bosheit nur sehr schwer eine ziemliche Zeit verbergen lassen; so wie auch das Gute selten lange verborgen bleibt. Doch wird das Gute nur weniger bemerkt, da man von einem jeden Menschen mit Recht annehmen und fordern kann, daß er gut sey. Das Gute ist also in der Ordnung: aber durch das Böse wird sogleich die Ordnung gestört. Die Ordnung fällt weniger auf, eben weil sie Ordnung ist, als Unordnung, welche sogleich unangenehm und schädlich wirkt.

Ehrlich. Es dünkt mich fast so, als wenn ich mehrere Meilen eine Reise mache. Ich gehe gerade fort, ohne daß ich eben sehr bemerke, daß ich gehe, und sonst bemerkt es auch niemand. Wenn ich aber empfindlich den Fuß an einen Stein oder an einen Baumstumpf anstoße, daß ich nicht recht mehr fort kann, so fühle ich wohl mit Schmerzen, daß ich hinke, und andere bemerken es eben so leicht.

Pastor. Das Gleichniß ist ganz richtig. So bemerkt man das Böse immer leichter und eher als das Gute; eben weil es sogleich die gute Ordnung stört. Wenn jemand gewöhnlich gut ist, so hat er davon kein großes Verdienst; denn es ist in der Natur so, seine Pflicht will es und sein Wohlbefinden hängt davon ab. Wenn aber jemand schlecht ist, so verdient er sogleich den schärfsten Tadel und die strengste Ahndung; denn er handelt zugleich auf eine auffallende Weise zum Nachtheil anderer und gegen seinen eigenen wahren Vortheil.

Ehrlich. Wenn das nur die Leute

immer einsähen, oder nur immer recht bedächten; denn um zu sehen ist es wohl nicht schwer.

Pastor. Es gehört in der That nicht viel Scharfsinn dazu, die Wohlthätigkeit der Tugend zu sehen, wenn man seine Pflichten erfüllt. Die Erfahrung zeigt ja jedem täglich an sich selbst und an andern Beyspiele genug. Der Gerechte genießt Zutrauen von jedermann; jedermann glaubt sein Vermögen in dessen Händen so sicher als in seinen eigenen. Der Menschenfreund wird geliebt; den Wohlthätigen ehrt man mit Dank. Der Mäßige ist gesund und heiter; der Fleißige und Arbeitsame gewinnt auf eine ehrenvolle Weise Segen: der Zufriedene ist vergnügt, auch wenn er im Schweiß seines Angesichts hartes Brot ißt; der Friedliche und Freundliche ist überall, wo er erscheint, ein willkommener Gast. Der wahre Christ ist ein wahrhaft guter Mensch, hat hier jeden Genuß des Lebens, und eine recht ruhige frohe Aussicht in die Zukunft. Eben dieses ist der Vorzug der christlichen Religion, daß

sie

sie uns zu jeder Tugend unterrichtet, ermuntert, stärket, und zu einem künftigen Leben zweckmäßig vorbereitet. Ihr Joch ist sanft und ihre Last ist leicht.

Ehrlich. Das sagt Jesus selbst, der wohl seine Lehre am besten muß gekannt haben; und es muß also Wahrheit seyn.

Pastor. Der göttliche Lehrer zeigt überall die Tugend so schön und liebenswürdig und stellt sie in seinem eigenen Beyspiele so nachahmungswürdig dar, und giebt ihr so große Verheißungen zum Lohn, daß nur ein Thor sich von ihr wenden kann. Und er schildert überall das Laster so häßlich und verabscheuungswürdig, und zeigt, daß die Folge desselben lauter Elend sey, daß nur ein Unsinniger noch dem Laster anhängen kann.

Ehrlich. Freylich sind die Menschen nun wohl lauter Thoren, indem sie dieses thun.

Pastor. Jedes Laster führt fast immer auf der Stelle seine eigene Strafe bey sich. Der Harte und Ungerechte wird gehaßt, verwünscht und geflohen. Der Unmäßige unter-

gräbt seine Gesundheit und macht sich selbst mürrisch und traurig; der Faule hat Mangel statt Vorrath. Der Unzufriedene darbet voll Mißmuth bey großem Gute; den Geizigen quält die Angst bey Reichthum, den er nicht genießen kann; der Zänkische und Stolze bereitet sich und andern Verdruß, wohin er kommt.

Ehrlich. Das ist alles wahr, alles. Und die Ruhe, welche man hat, wenn man recht thut; und die Unruhe, wenn man etwas gethan hat, das nicht recht war. Ich kann kaum begreifen, wie es Leuten zu Muthe seyn muß, welche ohne Unterlaß Böses thun.

Pastor. Meistens schläft ihr Gewissen, und es erwacht erst spät zu ihrer Pein. Wenn aber das Gewissen wacht und doch ruhig ist, wenn es zwar spricht, aber doch zufrieden ist; dann ist der Mensch glücklich. Und dieses Glück, das ihn über alles Irdische erhebt, kann ihm nur die Ueberzeugung erfüllter Pflichten, kann ihm nur die Tugend geben.

Ehrlich. Darum rührt mich immer der

Vers so sehr, den Sie zuweilen von der Tugend in Ihren Predigten anführen, und der, wie man mir sagt, von dem guten Gellert ist.

Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte;
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.

Und wenn der Mann, der uns so viele schöne Lieder geschenkt hat, in seinem Leben weiter nichts geschrieben hätte, als diese zwey Zeilen, so sollten wir ihn schon als unsern Wohlthäter und Vater ehren.

Pastor. Es freut mich herzlich, Lieber, daß Er den Werth des Guten so tief fühlt. Bleibe Er stets bey diesen Empfindungen und Gedanken; halte Er sie heilig; lasse Er sie immer die Führer seines Lebens seyn. Sie werden Ihm Rath und Ruhe und Trost und immer Zufriedenheit gewähren.

Ehrlich. Das hoffe ich zu Gott, und danke Ihnen; denn Sie haben durch Ihre freundschaftliche Theilnahme, durch Ihren Unterricht und Ihre Zusprache diese Gesin-

nungen tiefer gegründet, als sie sonst seyn würden.

Pastor. Das ist meine Pflicht, Lieber; dafür bin ich in der Gemeine: und ich bin glücklich, wenn mir die Erfüllung dieser Pflicht gelingt. Er kann sich nicht mehr freuen, lieber Ehrlich, wenn Er seinen Garten in Ordnung, seine Beete gedeihen und sein Obst gerathen sieht, als ich mich freue, wenn ich hier und da sehe, daß ich in der Gemeine etwas Gutes stifte.

Ehrlich. Das thun Sie, das thun Sie; und wir lieben Sie alle dafür, wie unsern Vater. Und wenn ja noch einer in der Gemeine seyn sollte, der es noch nicht erkennt, der ist gewiß noch nicht gut. Aber ich hoffe, es wird keiner seyn.

Pastor. Ich bin zufrieden, ich bin sehr zufrieden. Guten Tag, Lieber, guten Tag!
(Schüttelt ihm die Hand und geht fort.)

Ehrlich (sieht ihm nach.) Der ist ein guter Mann; wenn sie doch alle so wären! Da fürchten wir uns nicht, wenn er kommt, sondern freuen uns. Nun geht er und

spricht gewiß eben so traulich und nützlich von etwas anderm mit einem andern. Er soll auch einige der besten haben; wenn sie nur recht gut gerathen.

(Er fährt fort an seinem Pfirschbaum zu schneiden.)

Gespräch über das Landleben.

Herr Fröhlich. Nachbar Erdmann.

Fröhlich. Gott grüß Euch, Nachbar Erdmann! Wie gehts hier zu Lande?

Erdmann. Wenn es in der Stadt so wohl geht, und überall so wohl geht, wie hier, so gehts überall gut.

Fröhlich. Das freut mich. Ihr seyd also wohl hier recht vergnügte Leute.

Erdmann. Ey, nun wohl nicht alle; aber doch meistens; und doch wohl etwas mehr als in der Stadt.

Fröhlich. So, so; das glaube ich fast.

Erdmann. Wenigstens sehen bey uns die Leute nicht so langbäckig und hohläugig und griesgrämlich aus, als wohl in der Stadt.

Fröhlich. Das macht, Ihr habt hier auf dem Lande bessere gesundere Luft, als wir dort in der Stadt.

Erdmann. Freylich haben wir gesundere Luft, als Sie dort in der Stadt: aber wir haben auch wohl noch mehr, das gesunder ist, als bey Ihnen in der Stadt.

Fröhlich. Zum Exempel, zum Exempel!

Erdmann. Zum Exempel, unsere Arbeit.

Fröhlich. Ich dächte wir ließen es in der Stadt auch nicht an Arbeit fehlen.

Erdmann. Arbeit und Arbeit ist eben ein Unterschied. Da sitzen sie krumm und sehr gebückt und gehen den ganzen Tag traurig. Der eine schreibt, damit andere lachen oder weinen; der andere rechnet, daß ihm die Augen blinzeln; der dritte zählt Geld, daß er die Finger nicht regen kann; der vierte stickt in Gold und Seide,

daß ihm die Arme weh thun und der Bauch zusammenklebt.

Fröhlich. Landsmann, kennt Ihr die Stadt so gut?

Erdmann. Ich bin viel darin herumgelaufen. Sehen Sie, was wir hier thun, ist wahre Arbeit; in der Stadt ist alles nur eine halbe schlechte Bewegung. Nur in der Arbeit frisch und ordentlich bey Tisch, bleibt man gesund als wie ein Fisch! sagte mein seliger Vater.

Fröhlich. Euer Vater war wohl ein guter Mann und ein braver Doktor.

Erdmann. Herr, das war er. Ich hoffe so zu leben, wie er gelebt hat, dann geht es wohl, und ich werde immer Ehre haben.

Fröhlich. Das glaub' ich, lieber Erdmann, das glaub' ich. Aber Ihr laßt es Euch wohl auch recht sauer werden.

Erdmann. Ich bin ja gesund und stark, und froh und munter; wie kann mirs da sehr sauer werden? Ich stehe mit oder etwas vor der Sonne auf. Herr, so ein

Aufstehen haben Sie in der Stadt gar nicht, wo Sie nur ein Schnittchen Sonne, Mond und Sterne haben. Dann gehe ich rasch zur Arbeit; da klingt das Morgenlied und da schmeckt das Morgenbrot. Das ist Arzney, wenn ich so auf dem Hügel stehe und in Gottes schöne Natur froh hinein sehe, wenn noch die Nachtigall im Busche und schon die Lerche an der Wolke singt. Sie, Herr Fröhlich, müssen ja immer erst zu uns heraus kommen, wenn Sie Ihres Namens und Ihres Lebens recht froh werden wollen.

Fröhlich. Das ist wahr, Erdmann, das ist wahr. Es ist als ob ich gleich ein neuer Mensch wäre, so bald ich bey Euch hier bin.

Erdmann. Da sehen Sie. Nun wird gearbeitet; geackert, geeggt, gehauen, gegraben, gezäunt: eins nach dem andern, und immer wieder von vorn. Uns bekömmt die Arbeit herrlich; und Ihnen das Zusehen und Herumwandeln.

Fröhlich. Aber sind denn alle hier auf dem Lande so vergnügt und zufrieden?

Erdmann. Das nun wohl nicht. Aber das ist ihre Schuld, wenn sie das nicht sind. Sie könnten und sollten es seyn. Das machen die Stadtkrankheiten und Grillen, die sie mit heraus bringen, wenn sie zu Markte gehen. Aber überhaupt sind wir hier doch froher, als dort in den Mauern; das zeigen schon alle Gesichter.

Fröhlich. Das ist wahr; das macht aber eben die gute, freye, frische Luft.

Erdmann. Nun ja, Herr; gönnen Sie uns doch unsere gute, freye, frische Luft!

Fröhlich. Sehr gern, Nachbar Erdmann; ich will sie mit Euch genießen und mich mit Euch freuen.

Erdmann. Das wird uns sehr lieb seyn. Sie thun uns keinen Abbruch: unser Herr Gott hat davon einen unerschöpflichen Vorrath. Herr, Sie können nicht glauben, was das für eine Arzney, für eine Labung ist, so die Sonne aufgehen und untergehen zu sehen. Dort lagert sich die Morgenröthe

auf den Bergen; die Felsenspitzen und Tannenwipfel gluhen schon in ihrem goldenen Strahl; dann steigt die herrliche majestätische Sonne durch sie herauf, schießt ihre Feuerströme dicht und immer dichter über die Hügel hinab in die Thäler und gießt sich dann in einem Meere von Flammen über die Gegend her. Groß ist der Herr und mächtig, und groß ist was er macht! singen wir dann in der Aufwallung hoher Andacht. So kann man in der Stadt nicht singen.

Fröhlich. Guter Mann!

Erdmann. Und wenn sie dort auf der andern Seite neben dem Birkenwald hinab zur Ruhe geht; wenn der große Teich wie geschmolzenes Gold flammt, wenn ihre letzten Blicke über das Saatfeld hinzittern und sinken und steigen und sich endlich in den hohen breiten Aesten der alten Eiche verlieren; wenn dann der ganze Abend in feyerlicher Stille dort liegt und die Röthe nach und nach wegschmilzt und nur noch leichte, kleine, weiße Wölkchen, wie Silberflocken am Himmel sich kräuseln; und wenn dann der

heimtreibende Schäfer: Wie groß ist des Allmächtgen Güte! hell und rein und herzerhebend von dem Hügel herab singt; wenn dann die Nachtigallen und Amseln aus dem Wäldchen dazu schlagen, als ob sie mit dächten und fühlten: Herr, Ihre Musik in der Stadt mag sehr schön seyn; aber so, so ist sie nicht, wie diese Musik. Sie müssen ja erst Ihre Musik zu uns heraus in den Wald tragen, wenn sie ganz Musik seyn soll. Solche Konzertsähle können Sie nicht bauen, wie wir alle Abende mit Abwechselung haben.

Fröhlich. Fast möcht ich Euch beneiden.

Erdmann. Das thun Sie nicht; Sie können das alles auch selbst haben und genießen, ohne uns zu beneiden. Wir wollen Sie um Ihre Vorzüge in der Stadt auch nicht beneiden, sondern sie mit Ihnen theilen, so viel wir können.

Fröhlich. Lieber Erdmann, Ihr sollt mein Arzt seyn; ich will zu Euch in die Schule gehen.

Erdmann. Meine Kunst ist sehr kurz

und einfach. Alles genießen, und doch Genuß sparen!

Fröhlich. Aber das Landleben mag doch wohl auch seine Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten haben.

Erdmann. Welches menschliche Leben hat sie nicht!

Fröhlich. Zum Beyspiel, wenn es schlimmes Wetter ist, und die Arbeit muß doch verrichtet werden.

Erdmann. Da ist es dann freylich nicht so schön, als wenn es schön ist. Aber denken Sie doch nicht, daß es so traurig ist, als Sie Sich es vorstellen. Dazu gehört Gewohnheit von Jugend auf, Unverdrossenheit, Muth und feste Gesundheit. Wir werden naß und wieder trocken, ohne uns vor Erkältung und Schnupfen zu fürchten. Der Regen schlägt uns ins Gesicht, und wir lachen: und halten Sie es für nichts, wenn man so den lieben Tag sein Werk gearbeitet hat und den Abend recht müde und naß nach Hause kommt, daß man dann auf der Ofenbank einen trockenen Kittel anzieht und

sich hinstreckt und von dem Wetter ausruht. Es ist wohl nichts Süßeres und Erquickenderes als Ruhe nach Arbeit. Wissen Sie was Ruhe ist? Haben Sie jemals die Ruhe ganz genossen? Diese süße Erquickung der Ruhe haben die Reichen nie oder nur selten, weil sie sich dieselbe nie oder nur selten durch Arbeit erwerben.

Fröhlich. Auch das ist wahr, Erdmann.

Erdmann. Herr, ich bin froh auf dem Lande mit aller Arbeit. Meine Kartoffeln schmecken mir so gut und wohl besser, als dem Junker der Hirschbraten. In der Stadt, in der Stadt möchte ich nicht wieder vierzehn Tage leben.

Fröhlich. Ihr lebtet also schon in der Stadt?

Erdmann. Freylich: aber ich bin froh, daß ich dem Rauche entlaufen bin. Man hat da den ganzen Tag nur drey Viertelstunden Sonne, die ganze Nacht dann eben so wenig Mondlicht, und vom ganzen Himmel sieht man nur sechs Sterne. Abendroth und

Morgenroth sind Dinge, die man nur aus Büchern und Erzählungen kennt.

Fröhlich. Ihr macht es auch etwas schlimm.

Erdmann. Ich mache nichts anders, als es ist. Und dann ein Donnerwetter; haben Sie je in der Stadt ein schönes Donnerwetter gesehen? Und doch ist in unsers Herren Gottes Natur nichts größeres und prächtigers als ein Gewitter. Ein Mensch, der bey dem Anschauen und Anhören eines Gewitters nicht ein ehrfurchtvolles Vergnügen, eine ängstliche heilige Freude hat, der muß ein sehr verkehrtes Herz haben oder krank seyn. Und dann betrachten Sie unsere Ernten, von Heu und Korn und Gerste. Bey uns ist das schöne Wetter schöner als bey Ihnen, und bey Ihnen ist das schlimme Wetter schlimmer, als bey uns. Da man doch einmal ohne Gottes Natur nicht leben kann, so kommen die Stadtleute zu uns heraus und nehmen in der Eile so viel davon mit als möglich: und aus löblichem Geitz mahlen und konterfeyen sie, oder lassen mah-

len und konterfeyen, das beste, was ihnen vorzüglich gefällt. Aber ihre gemahlte Morgenröthe ist dann gegen die Morgenröthe dort auf den Bergen auch gerade wie ein Irrwisch gegen die aufgehende Sonne; und der Baum auf der Tafel gegen den Baum im Walde oder im Garten wie der erste März gegen den sechzehnten May.

Fröhlich. Ihr laßt der Stadt sehr wenig Vorzüge, mein Lieber.

Erdmann. Ey die Städte sind wohl ganz gut für Leute, die daran Geschmack haben und nicht wissen, was sie mit Zeit und Geld machen sollen. Aber das Land ist besser für jedermann. Das kann man schon daraus beweisen: unser Herr Gott hat das Land gemacht mit Wäldern und Feldern und Saat und Kräutern, damit die Menschen glücklich leben sollen; und die Menschen haben die Städte gebauet, um ihre Macht und ihren Reichthum zusammen zu bringen. Nun werden Sie doch nicht sagen wollen, daß das was die Menschen machen besser sey,

als das was unser Herr Gott gemacht hat.

Fröhlich. Der Beweis ist gut genug.

Erdmann. Und der Pfarrer, der ein gelehrter, kluger und guter Mann ist, sagt, alles Böse sey in den Städten ausgeheckt worden, und weiß davon sehr viel zu erzählen. Doch das mag wohl daher kommen, weil dort so viele und so viel müßige Menschen beysammen sind, die vor Angst alle nicht wissen, was sie anfangen sollen. Ich will damit nur so viel sagen, Herr Fröhlich, daß das Landleben für Gesundheit, Wohlbefinden, Vergnügen und Zufriedenheit dem Leben in der Stadt weit vorzuziehen sey.

Fröhlich. Aber der Winter, Erdmann, der Winter!

Erdmann. Der Winter ist herrlich, wenn es ein guter Winter ist; und der schlimme ist eben nicht schlimmer bey uns als bey Ihnen dort zwischen den großen Mauern. Wer nichts zu thun hat, oder nichts thun will, dem wird die Zeit lang, der hat jämmerliche lange Weile; aber der Arbeiter weiß

davon nichts. Da wird gedroschen, geworfelt, gefegt, aufgehoben, gezimmert am Geräthe; da wird Schnee geschaufelt; da werden Bäume geputzt, wenn es Zeit ist; auf der Tenne singt man, vor dem Thor ist man lustig. Den Abend spinnen, nähen oder stricken die Weiber, und wir schnitzen Rechen oder Tennegabeln, erzählen vom Krieg und Frieden oder lesen in dem großen Historienbuche vom Prinzen Eugen und vom General Tilly: oder wir braten Kartoffeln, lesen Erbsen und spielen mit den Kindern. Glauben Sie, Herr, wer nicht zuweilen mit den Kindern spielen kann, der ist noch nicht wieder geworden wie die Kinder; der wird also schwerlich ins Himmelreich kommen, wie in der Bibel steht. Sie sollten meine Jungen sehen, wie sie mir vor dem Thor entgegen schießen, wenn ich des Abends von der Arbeit zurück komme!

Herr, da blitzt Freude vom Gesicht!
Wenn sie mir froh entgegen schwärmen,
Und laut und hoch vor Jubel lärmen;
Da tausch't' ich mit dem Fürsten nicht.

Fröhlich. Guter, glücklicher Mann!

Erdmann. Das bin ich, Herr; beides bin ich: und ich wünsche das allen Menschen. Ich hoffe, meine Kinder sollen das einst auch seyn; und ich werde es dann als ein alter Graukopf noch mehr seyn, wenn ich es sehe und mich darüber freue.

Fröhlich. Ich muß Euch öfter besuchen, wenn Ihr müßige Stunden habt.

Erdmann. Das thun Sie. Des Tages sind bey uns nun wohl der müßigen Stunden sehr wenig. Aber kommen Sie des Abends, so lange Sie hier sind, so oft Sie wollen. Sie werden uns nicht stören und uns allen willkommen seyn. Da können Sie mit Kartoffeln braten, und in dem großen Historienbuche lesen. Vor allen Dingen aber gehen Sie nur recht oft in den Feldern herum; das stärkt Leib und Seele. Wenn Sie auch dann und wann etwas naß werden: das thut doch wohl, wenn man sich nur in Acht nimmt und in Bewegung bleibt; ich versichere Sie, das thut recht wohl.

Fröhlich. Ich werde Euerm Rathe folgen. Ich habe auch schon selbst Lust dazu, weil ich spüre, daß nichts besser ist.

Erdmann. Das thun Sie! Gott segne mir das Land: und da doch nun auch Städte seyn müssen, so soll es auch den Städten wohl gehen. Aber glauben Sie mir, wo das Land nicht gedeihet, da gehen auch die Städte bald zu Grunde.

Morgenlied.

Das neue Licht der Sonne gießt
Ein neues Lebensfeuer;
Und auch die kleinste Ader fließt
Gestärkter, leichter, freyer.
Rund um mich her erwacht die Flur,
Rund um mich her ruft die Natur
Mit tausend Stimmen Freude.

Im Walde tönt ein volles Chor,
Den Herrn des Tags zu ehren;
Die ganze Gegend neigt ihr Ohr,
Den Lobgesang zu hören:

Und plötzlich wird in frohem Dank
Die ganze Gegend Lobgesang;
Und alles singt dem Schöpfer.

Du Quell, aus dem die Freude fließt,
Die alle Wesen trinken,
Durch den die Sonne Leben gießt;
In deiner Tiefe sinken
Des Engels Blicke: Vater, hier
Steh ich, ein Staub, dein Kind, vor dir,
Und bete mit der Schöpfung.

Ich bete; deine Liebe lebt
Im Cherub und im Wurme;
Du, Herr, bist Gott; dein Odem webt
Im Säuseln und im Sturme.
Mit Wohlgefallen hörest du
Dem Stammeln meiner Lippen zu,
Womit auch ich dich ehre.

Du thuest deine milde Hand
Uns täglich auf mit Segen;
Mit Wohlthat füllest du das Land;
Auf allen unsern Wegen

Hast du, was unser Herz erfreut,
Für alle reichlich ausgestreut,
Damit wir dich erkennen.

Gott, du bist groß und du bist gut,
Rufst allem, daß es werde;
Im Arme deiner Allmacht ruht
Der Himmel und die Erde.
Preis ihn, mein Geist, preis ihn, den Herrn;
Ihn pries nur jetzt der Morgenstern,
Ihn preist der Glanz des Tages.

Ihn lobet alles, was erwacht,
Mit neubelebten Kräften:
Er hat mich wieder stark gemacht
Und heiter zu Geschäften.
Gott, du bist groß und du bist gut;
Gieb daß ich dich durch frohen Muth
Und Tugend immer lobe.

Abendlied.

Das Werk des Tags ist nun geschlossen,
Und alles zieht der Heimath zu;
Schon ist der Sonne Glanz zerflossen,
Die Gegend liegt in stiller Ruh:
Nur singt, wer froh nach Hause zieht,
Noch hier und da ein Abendlied.

Jetzt sprichst du herrlich, Gott, von oben,
Du Gott des Tages und der Nacht,
Den funkelnd jene Sterne loben
Mit heiliger erhabner Pracht.
Wer zählt die Zahl? Wer mißt die Bahn?
Der Mensch steht nur und betet an.

Wie sind der Werke deiner Hände,
Jehovah, so unendlich viel!
Herr, deines Segens ist kein Ende,
Und unsers Dankes sey kein Ziel.

Ein jeder Schritt, ein jeder Blick
Führt, Vater, uns zu dir zurück.

Wir zogen mit den Morgenstunden
Vergnügt und froh zur Arbeit aus;
Vergnügt ist uns der Tag verschwunden,
Und friedlich kehrten wir nach Haus,
Und friedlich gehen wir zur Ruh;
Das alles, Vater, schaffest du.

Gieb jetzt den Müden sanften Schlummer,
Der uns auf Morgen neu belebt;
Gieb Linderung, wo Gram und Kummer
Um eines Armen Lager schwebt;
Gieb Kranken Heil und Schwachen Kraft:
Du bist der Arzt der Hülfe schafft.

Sey unser Helfer in Beschwerden
Und gieb uns stets zur Tugend Muth;
Laß Gute täglich besser werden,
Und endlich auch die Bösen gut.
Wo man an dir und Tugend hält,
Ist schon der Himmel auf der Welt.

Die Frommen schlafen voll Vertrauen;
Du bist der Wächter, welcher wacht:
Und mit dem Blick der Hoffnung schauen
Sie durch des Todes lange Nacht,
Am Ende von dem Lebenslauf,
Zum schönsten Morgen dort hinauf.

Beym Gewitter.

Noch glühet von des Tages Hitze
Stein, Furche, Saat und Gras und Staub;
Noch regt sich in des Baumes Spitze
Auch nicht ein Lüftchen durch das Laub:
Mit schwerem Athem schleichen alle,
Und Feuer wallet durch das Blut;
Und fernher zittern Donnerhalle
Noch tief und dumpf in schwüler Glut.

Mit jedem Pulsschlag wird es bänger,
Und schwärzer jeden Augenblick;
Des Donners Stimme tönet länger,
Und stärker kehret sie zurück.

Der heiße matte Pflüger sehnet
Sich nach Erquickung mit der Flur,
Und harret, an den Pflug gelehnet,
Des großen Schauspiels der Natur.

Nun zaget vor dem Gott der Götter
Der Frevler bleiches Angesicht;
Jehovah redet in dem Wetter,
Und Berge beben, wenn er spricht.
Wie Nacht kommt es herangezogen,
Und Blitze leuchten vor ihm her,
Und Wogen drängen sich an Wogen,
Als wie in einem Feuermeer.

Der Sturm geht heulend durch die Wälder,
Und Bäume bersten unter ihm;
Die Klüfte zittern, und die Felder
Sind finster in dem Ungestüm:
Als würde die Natur begraben,
Glüht Blitz auf Blitz, fällt Schlag auf Schlag';
Und groß und furchtbar und erhaben,
Wirds plötzlich Nacht und plötzlich Tag.

Der ganze Himmel schwimmt in Flammen,
Und rauschend stürzt der Regenguß
In eine Wasserfluth zusammen;
Von jedem Berge strömt ein Fluß.
Die Wolken spalten sich im Blitze,
Mit Schrecken fährt der Feuerstrahl;
Und krachend stürzt der Eiche Spitze
Zerschmettert tief herab ins Thal.

Noch braust der Wald, noch gießt der Regen
Die neue Wohlthat auf das Land,
Und alles triefet von dem Segen,
Den Gottes Odem hergesandt.
Das Wetter zieht erleichtert weiter,
Auch unsre Nachbarn zu erfreun;
Und alles ist erquickt und heiter,
Und scheint wie neu belebt zu seyn.

Der Busen dehnt mit freyern Zügen
Sich in der abgekühlten Luft;
Die ganze Gegend haucht Vergnügen,
Und jede Blume süßern Duft.

Schön wie ein Morgen wird der Abend,
Der kurz vorher so schwer gedroht:
Der Landmann sitzt, sich dankbar labend,
Noch in dem letzten Abendroth.

Er sieht noch, wie am Firmamente
Der Mond im vollen Glanze steht.
Mit Andacht faltet er die Hände,
Wenn er zum stillen Lager geht;
Gott, der du in den Wettern wandelst,
So spricht er, legt sich hin und ruht,
Jehovah, Vater, Herr, du handelst
Mit deinen Kindern weis' und gut.

Betrachtung über Tod und Zukunft.

Es ist kein Zweifel, Gott hat uns alle zur Glückseligkeit bestimmt; denn die ewige Güte kann nur das Heil aller ihrer Geschöpfe wollen. Wir sollen glücklich seyn in diesem irdischen Leben. Aber wir leben nicht lange. Unser Leben währt siebenzig Jahr, wenns

hoch kommt achtzig: und die meisten Menschen sterben wohl vor dieser Zeit. Der Tod ist allen Menschen gemein, dem Könige wie dem Bettler. Heute blühet mancher in voller Jugendkraft, und morgen hat ihn vielleicht ein Zufall auf die Bahre gelegt. Hört unser Glück dann auf? Hören wir selbst auf? Wie unglücklich wäre derjenige, der dieses glauben könnte! Jetzt hat der Tod bloß eine traurige Gestalt, weil wir uns trennen müssen von vielem, was uns hier billig lieb und werth ist; aber dann würde er schrecklich, würde er entsetzlich seyn. Welcher unselige Gedanke: Zerstörung, Vernichtung ohne Hoffnung in Ewigkeit! Nur der Unbesonnene kann ihn mit Gleichgültigkeit denken; und nur der grenzenlose Elende oder der Bösewicht kann ihn wünschen. Aber nein; so unglücklich und trostlos soll der Tugendhafte und Fromme nicht seyn, daß er aufhören sollte zu seyn, daß er nicht seinen großen Lohn in einem andern Leben, für alle seine Mühseligkeiten und Leiden, für alle seine Geduld und Standhaftigkeit im Guten

einst erhalten sollte: und so glücklich soll der Bösewicht, der Spötter, der Ruchlose nicht werden, daß er vernichtet würde, daß er nicht für alle seine Bübenstücke, Unterdrükkungen, Grausamkeiten und Schandthaten bekommen sollte, was sie werth sind. Wir werden leben, alle leben, um zu haben, was wir verdienen; denn Gott ist nur Weisheit und Güte und Gerechtigkeit. Wer wollte den ewigen Schöpfer lästern und sagen, er habe Geschöpfe gemacht, um sie auf dem halben Wege ihres Daseyns ohne Absicht wieder zu zerstören? Das wäre ein Widerspruch, und Widersprüche sind nicht in Gott. Die Zwecke der Gottheit sind, daß alles so vollkommen und so glücklich werden soll, als es seiner Natur nach werden kann. Der Mensch wird hier nicht so vollkommen, so gut, so weise und so glücklich, als er wünscht, als er in sich Trieb und Muth und Kräfte fühlt. Sollte der Unendliche, die unerschöpfliche Quelle der Seligkeit, sein Schöpfer und Vater, ihm diesen Wunsch versagen, diese Kräfte umsonst gegeben

haben? Unser Geist dürstet nach Weisheit, nach Wirkung und Fortdauer; unser ganzes Wesen zittert zurück vor dem Gedanken, daß es ewige Nacht werden solle. Würde Gott dem Geiste Durst gegeben haben, der nicht gelöscht werden sollte? Würde Gott den Gedanken, die Aussicht der Ewigkeit der Seele vorgehalten haben, um sie durch den Anblick der Vernichtung nur desto entsetzlicher zu quälen? Niemand denke dieses von der ewigen Liebe. Wir können Gott denken, der ewig ist; wir dauern also fort mit ihm, der uns diesen Gedanken gegeben hat und nicht nehmen wird.

Alle Völker der Erde, wilde und gesittete, rohe und gebildete, unwissende und erleuchtete, haben ohne Ausnahme alle den Begriff und die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode, dunkler oder deutlicher, ungewisser oder fester. Keiner einzigen Nation mangelt es gänzlich an allen Bildern und Vorstellungen eines künftigen Lebens; so verschieden und thöricht auch zuweilen diesel-

ben sind. Was allgemein, ohne Ausnahme allgemein in der Seele des Menschen ist, muß einen Grund der Wahrheit haben. Wir werden fortdauern; wir werden leben. Unsere Weisheit wird sich vermehren, unsere Kräfte werden steigen, unsere Glückseligkeit wird wachsen und sich befestigen in Ewigkeit. Dort wird Gott endlich ganz ordnen, was recht ist, und jeden dahin setzen, wozu er sich hier geschickt gemacht hat. Jeder hatte freyen Willen und Vernunft, diesen Willen zu lenken: jeder wird also dort seyn, wie er sich hier bereitete. Der Gute empfängt für sein Gutes Heil; der Böse für seine Bosheit Züchtigung: jener wird getröstet, dieser gepeiniget; beide, wie sie verdienten und selbst wählten. Man zweifle nicht über die Möglichkeit, grüble nicht über die Art und Weise. Was ist dem Höchsten unmöglich, der die Welten mit einem Hauche aus dem Nichts rief. Die Natur hat schon hier manche Beyspiele, die Vorbilder und Ermunterung zur schönsten Hoffnung seyn können. Die Blume stirbt den Herbst, und geht den

Frühling mit neuem Schmucke verschönert aus dem Schooße der Erde hervor. Das Samenkorn scheint todt, und erwacht bald zum Leben und bringet vielfache Früchte. Die Raupe wickelt sich in ihr Gespinnst, scheint im Staube verloren zu seyn und kommt als ein bunter Sommervogel wieder ans Licht, der seine glänzenden Farben in der Sonne spiegelt. Alles stirbt und lebt auf. Der Tod ist nur Uebergang aus einer Art des Lebens in eine andere. So auch mit uns. Wir werden sterben, das heißt, wir werden hinübergehen zu dem Leben jenseit des Grabes, wo Gott geben wird jeden nach seinen Gesinnungen und Handlungen. Wie ruhig und getrost darf also der Tugendhafte dem Tode entgegen sehen! Wie heiter und zufrieden in das Grab hinabblicken, das für ihn eine Thür in eine bessere Welt ist! Der Leib kehrt zürück in den Staub, aus dem er genommen ist: aber die unsterbliche Seele steigt auf zu dem Ursprung ihres Wesens, zu Gott, ihrem Schöpfer, den Vater und Geber aller Seligkeit. Wenn

diese Hoffnung der Böse nicht hat, so ist das seine eigene Schuld; warum ist er böse. Nur die Guten haben Frieden im Herzen. Für die Bösen ist die Bothschaft des Todes eine Forderung vor den Richter, welcher Herzen und Nieren prüfet, welcher recht richtet und unbestechlich belohnt und bestraft. Dann ergreift sie freylich Zittern und Beben, und sie möchten lieber nicht mehr seyn, als unter Angst und Qual ihrer entsetzlichen Zukunft entgegen sehen. Das Ende des Guten ist ruhiges Hinschlummern; der Tod des Ruchlosen ist Folter und Verzweiflung. Und wenn auch das Gewissen hier nicht einmal erwacht, so wird es dort mit Schrecken erwachen, wenn die Stimme Gottes spricht: Gieb Rechnung von deinem Leben!

Geht hin zu den Gräbern, ihr Menschen, und untersucht dort euer Innerstes! Denkt, bald, vielleicht sehr bald wird auch über euern Hügeln Moos wachsen, und wenn euere Seele ruhig bleibt bey den Gedanken des Todes, des Gerichts und der Ewigkeit, so steht es wohl: aber wenn es euch bange

wird ums Herz, wenn Angst sich euer bemächtiget; so verachtet nicht die Stimme in euch: sie ist eine Warnerin noch zur rechten Zeit; sie kann euch noch zu Ruhe und Freude führen. Ein Todtenschedel ist ein rührender Prediger für diejenigen, die ihn hören wollen. Am Grabe bleibt alles zurück; Jugend, Schönheit, Stärke, Ansehen, Rang, Gold, Vermögen; nur seine Werke folgen dem Menschen nach. Am Grabe wird selbst die Welt gerecht, und lobt nur was Lob verdient. Jenseit des Grabes fängt ein neues Daseyn an; wohl dem, der froh hinüber blicken kann. Alles in uns und um uns wünscht und harret, daß es so seyn wird: die Vernunft giebt Hoffnung und die Religion giebt Gewißheit. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, spricht mit inniger freudiger Ruhe der Christ, der in das Grab hinab sieht. Man frage nicht, wo werden alle die unendlichen Millionen Geschöpfe seyn, die gelebt haben und leben und leben werden? Sind nicht alle Himmel des Herrn? Streckt er nicht seine Hand

ins Unermeßliche? Kann nicht jeder Stern ein Wohnplatz seyn? Und wir zählen ihrer tausende und tausende, und sind kaum am Rande, und jeder ist vielleicht tausendmal größer als unsere Erde. Wer schränkt den Allmächtigen ein; wer will den Allweisen Ordnung lehren? In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen, sagt der göttliche Lehrer.

Wie wird Gott belohnen? Es hats kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, es ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen die ihn lieben. Es wird Entzückung seyn, mit erhöheten Kräften unter den vollendeten Geistern, unter Engeln und Cherubim die großen Werke Gottes zu schauen, mehr dann mit einem Blicke zu fassen, als wir hier unser ganzes Leben entdecken konnten; den Herrn mit reinen himmlischen Harmonien zu loben, gegen welche unsere irdischen Lobgesänge Stammeln waren. Die Guten werden sich freuen mit den Guten und der Herr wird mit ihnen seyn; Kummer und Klagen werden

verstummen und nur die Lieder des Dankes werden gehöret werden. Die Frommen werden Gott schauen. Wer kann wissen welche Beschäftigung der Schöpfer den Seligen in der Ewigkeit anweiset? Aber ihre Arbeit wird Lust und Vergnügen, ihre Thaten werden Lob Gottes und ihr ganzes Leben Glückseligkeit und Ruhe seyn. Die Bösen werden leiden mit den Bösen und durch die Bösen. Wenn die Tugendhaften schon unter sich den Himmel haben, müssen es die Bösen sich unter einander nicht zur Hölle machen? Einer beneidet den andern, haßt den andern, quält den andern, peiniget ihn, sucht sein Verderben: alle hassen alle, und jeder ist dem andern ein Teufel. Muß es da nicht Hölle seyn? Und wenn der Schöpfer zu ihrer Züchtigung noch einen Ort bestimmt, der leer an Freuden und Genuß, leer an Trost und Hoffnung ist, wo Gott selbst nicht mehr gegenwärtig zu seyn scheint, wo nur boshafte und schadenfrohe Geister einander zur Folter sind: ist es da nicht wirklich Hölle? Es kommt nicht auf den

Namen, es kommt auf die Sache an. Es wird also wirklich Himmel und Hölle seyn: die Vorstellungen davon müssen nur vernünftig seyn, wie sie es seyn können und seyn sollen. Die Spötter, welche spotten, zeigen den Leichtsinn und die Bosheit ihres Herzens und die Schwäche ihres Verstandes.

Wir wollen also nicht erschrecken vor dem Gedanken des Todes. Er ist keine Vernichtung; er ist der Bothe des Friedens in das Reich des Friedens. Wir wollen nicht ängstlich trauern über den Abschied von den Geliebten; sie folgen uns nach und wir sehen sie dort verklärt wieder, wenn sie unser und ihrer eigenen Bestimmung nicht unwürdig waren. Alles übrige ist irdisch und vergeht und ist unserer Thränen nicht werth. Wer mit seiner Seele noch unauflöslich fest an dem Irdischen hänget, ist noch nicht gut, noch nicht das was er seyn kann und seyn soll. Dieses Leben ist nur Vorbereitung zum künftigen wahren beständigen Leben: die Vorbereitung ist zwar wichtig; aber sie ist nicht die Sache selbst.

Nach einer Prüfung kurzer Tage erwartet uns die Ewigkeit. Dort, dort verwandelt sich die Klage in göttliche Zufriedenheit. Hier übt die Tugend ihren Fleiß, und jene Welt reicht ihr den Preis. Wir leben alle um zu sterben; und nur derjenige hat wohl gelebt, welcher wirklich wohl stirbt. Wer wollte sich eine ewige Fortdauer in dieser Welt wünschen, welche Schwachheit und Unvollkommenheit, Leichtsinn, Thorheit und Bosheit gegen Gottes Absicht oft zur Wohnung des Kummers und Elends macht: hier wo die Tugend öfters leidet, das Laster öfters glücklich ist; wo man die Glücklichen beneidet und der Bekümmerten vergißt; wer wollte in diesem Sitz der Angst, der Schmerzen und der Ungerechtigkeit ohne Ende zu leben wünschen! Nein, unser Geist soll hinüber fliegen in das wahre Vaterland, in das Land der Freyheit und der Tugend, der Weisheit und der Glückseligkeit. Diese Aussicht soll uns leiten im Glück, und uns schon hier den Genuß dieses Lebens erhöhn; diese Aussicht soll uns warnen, wenn wir

in Gefahr sind zu straucheln an den Klippen der Leidenschaften; diese Aussicht soll uns trösten, wenn wir hier auf der Erde unter Kummer und Angst kämpfen.

Selig, wer mit Ruhe dorthin blicket,
Wo die Tugend ihren Kranz erhält,
Wo vor Gottes Herrlichkeit entzücket
Der Verklärte dankend niederfällt;
Selig, wessen Herz sich freudig hebet
Wenn sein Auge sich gen Himmel lenkt,
Welcher kindlich hofft, nicht knechtisch bebet,
Wenn er an den Weltenrichter denkt.

Aus dem Grabe schaut er auf zum Throne
Seines Vaters, der ihn stets geliebt,
Der den Duldern dort zum großen Lohne
Frieden, Heil und ewges Leben giebt.
Lächelnd siehet er den Bothen kommen,
Der ihn tröstet, wenn er andern droht:
Ihm wird mehr gegeben als genommen,
Und des Lebens Anfang ist der Tod.

Leben werd ich, selig seyn dort oben;
Spricht er still, und faltet seine Hand.
Wo den Herrn die Morgensterne loben,
Dort ist meiner Seele Vaterland.
Was ist diese Welt mit ihren Schätzen,
Gegen jenes Glück, das Gott verspricht!
Himmlisch wird der Himmel uns ergetzen;
Hier begreift es unser Geist noch nicht.

Träume sind die Thränen, die ich weinte;
Hier am Sarge giebt der Glaube Muth.
Reicht mir herzlich eure Hände, Freunde;
Tröstet euch und bleibet fromm und gut.
Eure Namen sind dort eingeschrieben;
Lebt, daß sie im Buch des Lebens stehn:
Weinet nicht so traurig, meine Lieben;
Gute Nacht, bis wir uns wieder sehn.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druckfehler.

Seite 9	Zeile 19	lies größeren statt größerer	
— 13	— 13	l. denn st. dann	
— 47	— 16	l. Unannehmlichkeit st. Unangenehmlichkeit	
— 67	— 11	l. einen st. einem	
— 97	— 2	l. dem st. den	
— 122	— 17	l. Beytrag st. Betrag	
— 131	— 11	l. Reiche st. Reichen	
— —	— 1	v. u. l. die sich unserer st. die unserer	
— 139	— 11	l. entsetzliche st. entsetzlichen	
— 155	— 1	v. u. l. seyn? st. seyn.	
— 222	— 19	l. entsetzliche st. entsetzlichen	
— 227	— 21	l. Bekannte seyen st. Bekannten seyn	
— 232	— 1	l. ist, st. ist	
— 245	— 2	l. diesem st. diesen	

Von dem Verfasser dieses Werkes sind noch folgende Schriften in meinem Verlage erschienen:

Zwey Briefe über die Veränderungen in Rußland, seit der Thronbesteigung Paul I. gr. 8. 797. 9 gl.

Ueber das Leben und den Charakter Katarina II. Kaiserin von Rußland, gr. 8. 797. Schrbpr. 14 gl. Drckpr. 10 gl.

Honorie Warren, aus dem Engl. übersetzt von J. G. Seume, 2 Theile, 8. 788. 1 rthl. 12 gl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seume, Johann Gottfried,

Ein Nachlass moralisch-religiösen Inhalts

Leipzig 1811

Mor. 1262 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10597903-0